Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 16 — Leipzig, den 18. April — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der „ungläubige“ Thomas — Moritz von Egidy. Erste Hälfte — Frederic William Robertson: 1 — Der Hamburger Bekenntnisstreit. Erste Hälfte — Verschiedenes: Das Leben Jesu; Ueber Arbeitslosigkeit; Das Vorsehungsvolle in Luthers Sendung; Beobachtungen über die moderne Predigt; Zur Umsturzvorlage — Anzeigen

Der „ungläubige“ Thomas

Joh. 20, 24–29

Der ungläubige Thomas ist auf Grund der biblischen Erzählung sprichwörtlich geworden; und doch ist die Bezeichnung, recht besehen, auch nur eine von den mancherlei halben Gedankenlosigkeiten des Sprachmaterials, die man bei ihrer Verwendung so gern zu ganzen vervollständigt. Denn nicht als eine vollzogne Thatsache tritt uns bei Thomas der Unglaube entgegen, sondern als eine Gefahr, vor der ihn eben sein Herr bewahren möchte, indem er durch Wort und Erscheinung ebenso auf des Thomas Begehren eingeht als darüber hinausweist, wie denn dem Urtexte in Vers 27 die Uebersetzung „werde nicht ungläubig“ besser entspricht als die „sei nicht ungläubig.“ Auch dem Evangelisten kommt bei dieser Erzählung, die ursprünglich den Schluß seines Evangeliums bildete, alles vielmehr auf das Bekenntnis des gläubigen Thomas an. Dieses gewaltige **Mein Herr und mein Gott** bildet so das rechte Gegenstück zu den Eingangsworten des Johannes: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Aber betrachten wir einmal den Charakter dieses Thomas selber.

Zweimal noch begegnet er uns in der evangelischen Geschichte: einmal Joh. 11, 16, wo er nach dem Tode des Lazarus zwischen des Herrn Absicht, nach Judäa zurückzukehren, und die Bedenklichkeiten der andern Jünger gegen die Gefahren dieser Reise mit dem denkwürdigen Worte eintritt: **Lasset uns mit ziehen, daß wir mit ihm sterben;** und sodann Joh. 14, 5, als er in der Abschiedsstunde das Schweigen der übrigen Jünger gegenüber des Meisters hohen Worten von seinem Hingange zum Vater und seiner Wiederkunft zu ihnen mit den Worten bricht: **Herr, wir wissen nicht, wo du hingehest; und wie können wir den Weg wissen?** Solche Worte lassen nicht darauf schließen, daß Thomas einer von jenen gewesen wäre, die um jeden Preis zweifeln **wollen**, und daß er mit seiner an materialistische Schlagworte unsrer Tage erinnernden „Glaubensbedingung“ nur den Vorwand für einen entschlossenen Unglauben gesucht hätte. Was wir da zunächst erkennen, ist vielmehr ein Mut, der sich nicht vor den Konsequenzen scheut und um keinen Preis die „Beschwichtigungsmethode“ gelten läßt, wo es sich darum handelt, festen Grund zu finden. Die andern Jünger haben des Meisters Wort von seinem Hingange zum Vater und dem Wege zu den Wohnungen in dessen Hause um nichts besser verstanden als Thomas, aber sie haben sich den Kopf gar nicht weiter darüber zerbrochen, zufrieden mit der „Auskunft,“ daß der Herr nun einmal durchs „Sprichwort,“ d. h. nur halb für sie verständlich rede (Joh. 16, 29), oder sie haben wenigstens das Wort zum offnen Eingeständnis ihrer Unwissenheit nicht gefunden. Sie haben von der Wanderung nach Judäa für sich ebenso wenig etwas Besseres erwarten können, wenn sie ihre Gedanken haben soweit hinausgehen lassen als Thomas; aber er nur ist es von Anfang an gewesen, der den Thatsachen der Wirklichkeit unerschrocken ins Gesicht geschaut und seine Meinung offen zum Ausdruck gebracht hat. — Nun ists gekommen, wie ers vorausgesehen hat, und doch noch ganz anders. Denn dem Herrn haben sie wohl den Tod bereitet, schmählicher und unverhoffter, als nur einer geahnt hatte, aber die Jünger sind ihm nicht gefolgt, sondern alle von ihm gewichen, und mit seinem Hingange ist der Weg zum Vater den Seinen erst recht ein Rätsel geworden. Da kommen die andern Jünger dem Thomas auf einmal mit der seltsamen Kunde: Wir haben den Herrn gesehen. Wer wollte es ihm verdenken, wenn er nicht sogleich als Thatsache sich aneignet, was die andern gesehen haben wollen. Gerade weil er ein „Prinzipienmensch“ ist, der sofort die unendliche Bedeutung einer Auferstehung des Meisters samt ihrer Schwierigkeit in viel weiterem Umfange überschaut als die andern weniger grüblerischen Jünger, gerade weil wohl auch das tiefste Sehnen seines Herzens die Wahrheit jenes Wunders begehrt: gerade darum muß er sich kritisch verhalten einem Berichte gegenüber, bei dem so leicht nicht die Thatsache, sondern nur der Wunsch der Vater des Gedankens sein könnte. **Das ist das unbeugsame sittliche Recht des Thomaszweifels für alle Zeit, daß die bloße Autorität einer fremden Gewißheit, sei sie subjektiv-religiöser oder objektiv-wissenschaftlicher Art, in den Aufgaben unsers innersten, persönlichen Lebens und seiner Beziehungen zu Gott nimmermehr die Pflicht der eignen Vergewisserung ersparen kann und darf,** mag diese für die Einzelnen nach Anlage und Bildungsstand sich noch so verschieden gestalten. Wer des Thomas Protest gegen eine unbedingte Unterwerfung seines eignen Glaubens unter den „historischen“ Bericht der andern Jünger oder deren innere persönliche Gewißheit von der Auferstehung ihres Herrn als „Unglaube“ richten will, der soll noch vielmehr von Luther sich lossagen, da dieser der ehrwürdigen Autorität einer die christliche Ueberlieferung von Jahrhunderten verkörpernden Kirche ebenso wie dem persönlichen Glaubenszeugnis solch aufrichtig frommer Männer wie Johann Staupitz die Stimme eines Gewissens entgegenstellt, dessen Gewißheit er nicht in ruhiger Abgeschlossenheit besitzt, sondern in den Kämpfen eines ganzen Lebens behaupten und immer neu erringen muß. Wer aber in seinem Glauben an die Offenbarung Jesu Christi mehr sucht als Kirchhofsfrieden, der darf es auch anerkennen, daß in dem Zweifel des Thomas ein Mut liegt, für den gerade wir in unsern Tagen ihm recht dankbar sein wollen, ein Mut, den offnen ehrlichen Kampf mit dem eignen Herzen aufzunehmen im stillen Vertrauen auf die Macht und Hilfe dessen, der noch größer ist als unser Herz.

Ein Andres freilich dürfen wir ebenso wenig verkennen: daß dieser Mut auch einen störenden Zug des **Mißmuts** trägt. Man hat Thomas als den Melancholiker unter den Aposteln bezeichnet und dem Beinamen „Zwilling“ eine Deutung auf sein inneres Wesen gegeben: jedenfalls spricht sich in

allen seinen Worten etwas von dem Kassandra-Weltschmerz und Titanen-Pessimismus aus, der mit gebundnen Händen die Zukunft als ein unabwendbares Schicksal weissagt oder mit geflissentlichem Trotz die Strudel der Widersprüche im Leben aufsucht. Es hat etwas Rührendes, wenn er mit seinem Herrn ziehen will, nur um mit ihm zu sterben; es klingt so ehrlich und bescheiden, daß er seine völlige Unwissenheit über ein transzendentes Jenseits, mit dem ihr Herr sie verbinden will, offen ausspricht, und es scheint ja das Allergründlichste und Allergewissenhafteste, wenn er ein so welterschütterndes Wunder wie die Auferstehung Jesu nicht eher glauben will, als bis er sich auch den letzten, ganz untrüglichen Beweis der vollen Wirklichkeit verschafft hat. Aber — hat denn nicht ihr Meister von jeher und eben aufs neue ihnen etwas Besseres gezeigt als weichmütige Hingabe in das unabänderliche Schicksal der kommenden Nacht: zu wirken, so lange es Tag ist; hat er ihnen nicht eine höhere Verheißung gegeben als seliges Sterben: ewiges Leben; und steht es denn wirklich so, daß Thomas von der jenseitigen Heimat gar nichts weiß, ja gar nichts wissen kann? Es giebt sich da doch eine gewisse Vorliebe für Disharmonien kund. So auch hier. Hat sich denn jemals das wahre Wesen des Meisters während seines Erdenlebens so geoffenbart, daß es gerade den äußern Sinnen und einem auf ihnen ruhenden „gesunden Menschenverstande" zugänglich gewesen wäre, ja hat er nicht, oft durch absichtliche Dunkelheit seines Wortes und Niedrigkeit seines äußern Lebens, die Seinen immer wieder angetrieben, die volle Wahrheit nicht als in der äußern Erscheinung verkörpert, sondern hinter ihr verborgen zu suchen, sodaß gerade für das Höchste und Beste in des Herrn Person und Offenbarung „das Fleisch nichts nütze" gewesen ist? Hat der Jünger da ein Recht, das Fühlen und Betasten einer irdischen Leiblichkeit zur Vorbedingung seines Glaubens an die volle Wirklichkeit eines neuen Lebens des Herrn zu machen? Ja, wenn die andern Jünger ihm nun gar erzählen, wie der Auferstandne der Maria Magdalena eine Berührung seines Leibes verwehrt hat, liegt dann nicht des Thomas Begehren auf der Grenze der Beschränktheit und des Trotzes? Und ferner: wenn er aus gutem Grunde auf die innere Ueberzeugung der andern Jünger von der Wahrheit der Auferstehung ihres Herrn nicht ohne weiteres den eignen Glauben bauen kann, gelten dann ihre Gründe und mehr noch ihre freudige Gewißheit etwa gar nichts, daß er sie so achtlos und selbstbewußt beiseite schiebt, als sei nur er der einzig Fähige, das Wunder zu „konstatiren," und dürfe erst mit ihm der Herr seine wahre Offenbarung beginnen, — oder es ist überhaupt nichts mit einer solchen und mit einem Glauben, der sich nicht mit der Stellung einer psychologischen Funktion untergeordneter Art bescheidet?

So bleibt doch immer ein Mangel an Vertrauen und Bescheidenheit in des Thomas Verlangen, und auch ästhetisches Mitfühlen darf uns nimmer solch sittliches Urteil trüben. Aber freilich, nur wer hier ohne Sünde ist, mag um deswillen den ersten Stein auf ihn werfen.

Das harte Wort fährt heraus, ohne daß wir vorher seine ganze Tragweite uns klar gemacht haben. Ja selbst der Wunsch, auch der Widerspruch möge sich nur um so lebendiger regen, und die verborgne Hoffnung, daß der Herr es dem Aufrichtigen gelingen lasse, macht so oft den Hilfeschrei des Herzens wider seine Zweifel zur schroffen Aeußerung dieser, und der rechte Arzt hört dennoch aus dem Prahlen mit seiner Gesundheit die Klage des Kranken, wo es ihm fehle.

Thomas hat sich in seinen Zweifel nicht so tief vergraben, wie es zunächst scheinen muß. Nach acht Tagen ist er doch unter den Jüngern, deren Gewißheit zu teilen er für unmöglich erklärt, und auch diese fühlen sich in ihrem gläubigen Harren auf den Auferstandnen durch die Anwesenheit eines „Ungläubigen" nicht gestört. Sie kennen ihren Genossen zu gut; aber besser noch kennt ihn der Herzenskündiger, als er ihm sein Begehren erfüllt über Bitten und Verstehen. Denn daß er soweit ihm entgegenkommen würde, um ihn herumzuholen aus der Irre, dessen hat sich auch die kühnste Erwartung von dem Auferstandnen nimmer versehen mögen. „Mein Herr und mein Gott," so ruft der Zweifler nun erschüttert aus: ein Wort des unbedingtesten Glaubens, wie es noch keiner dem wegen Gotteslästerung Gekreuzigten darzubringen gewagt hat, aber auch ein Wort tiefster Scham über Trotz und Verzagtheit des eignen glaubenslosen Herzens. In der Erfüllung seiner Glaubensbedingung hat der Herr dem Thomas zugleich die wirksamste Beschämung und Widerlegung gegeben, daß es um seinetwillen kaum noch des ausdrücklichen Wortes bedarf: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Muß ihm nicht die ganze Thorheit des von ihm bestimmten Merkmals mit einem Schlage vor die Augen treten, da er sieht: die treue Liebe des Auferstandnen läßt sich wohl auch herab zu einer äußern Erscheinung vor seinen blöden Sinnen „um des Herzens Härtigkeit willen," aber das wahre Wesen des Verklärten ist unendlich größer und herrlicher, als daß es noch in einen Menschenleib und in ein Menschenleben sich fassen ließe: die göttliche Art und Eigenschaft des Vaters ist ihm zu teil geworden, der da ist, der er ist, der Herr aller Vollkommenheit, und doch auch den bloßen Sinnen ewig unerreichbar.

Oder wäre doch das äußere Wunder der sichtbaren Erscheinung und ihrer sinnlichen Wahrnehmung der tiefste Grund für des Thomas Glauben gewesen? Dann hätte es wohl schwerlich der Weisheit unsrer Tage bedurft, um dem Manne, der sich doch auch ein klein wenig auf die nüchterne „Kritik" verstand, nach fast 2000 Jahren noch das rechte Licht aufzustecken: Guter Freund, das muß eine Täuschung gewesen sein, wenn sich die auch ebenso wenig weiter erklären läßt; denn „nach Analogie aller sonstigen Erfahrung" ist es unmöglich. Dann hätte noch viel weniger ein solcher Glaube ohne immer neue äußere Wundererscheinungen durch die lebendige innere Kraft zeugend fortgepflanzt werden können, wie es die Sage von Thomas selber berichtet, daß er den Indern das Evangelium gepredigt habe, und wie wir es — Gott sei Dank — noch alle Tage neu erfahren dürfen. Mag rührendes Verlangen sich in der Sehnsucht ergehen:

> Ach, solchem Thomasglücke
> Nur ein paar Augenblicke,
> Dem wollt ich zu Gefallen
> Wohl tausend Meilen wallen,
> Mich lange Jahre sehnen
> Und viele heiße Thränen
> Aus meinen Augen schütten,
> Wenn er sich ließ erbitten!

Schön mag es sein, in völliger Befriedigung aller Sinne des Friedens reinste Harmonien zu genießen; selig ist es, auch unter Kämpfen und Verzichten zu überwinden in der Kraft des Glaubens, der wie ein Adler nach dem Lichte rastlos über sich strebt, bis wir die vollkommne Herrlichkeit des Sohnes vom Vater nicht bloß vor uns schauen in seliger Verzückung, sondern in uns tragen zu eignem göttlichen Leben und Wirken durch den Geist der Heiligkeit, der uns gegeben ist.

Mag der gläubige Thomas dies uns lehren, „uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare." Das Reich muß uns doch bleiben. Th K

Moritz von Egidy

1

Im Sommer des Jahres 1890 schrieb der Oberstleutnant Moritz von Egidy Ernste Gedanken. Die Schrift war jedenfalls ein Ereignis; sie liegt mir vor in einem Exemplar aus dem Jahre 1891 in einer Ausgabe des sechsten Zehntausend, sie ist in kurzer Zeit fast in sämtliche europäische Sprachen übersetzt worden. Eine Flut von Gegenschriften rief sie hervor, hundertfach wies man namentlich von theologischer Seite Egidy nach, daß er von den Dingen, über die er geredet, eigentlich nichts verstehe. Dennoch wirkte die Schrift.

Was wirkte denn in jener echten Laienschrift, in der ein „begabtes Naturkind" seine noch unausgereiften, im Werden begriffnen Anschauungen der Welt mit kühner Entschlossenheit vorlegte? — Es war hier wieder einmal scharf und klar, be-

mmt und mutig ausgesprochen und stand nun als fertiges, cht mehr wegzudeutendes Wort da, was Tausende und vielicht Millionen im geheimen fühlten und dachten. Es ward er mit der vollen überzeugenden Kraft innerster subjektiver Wahrhaftigkeit vorgetragen, daß das Zentraldogma der Kirche der Kirchen, das Dogma von der Gottheit Christi und alle brigen Sätze, die sich um dieses Dogma gruppiren, die Dogmen on Sündenfall, Erbsünde, Erlösung, stellvertretender Genugthuung, Gnade, Rechtfertigung für den modernen Menschen nzugänglich und ihre Annahme eine Unmöglichkeit sei. Es wurden mit kühner Entschlossenheit die Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes von allem religiösen Empfinden ausgeschlossen: „Jedes behauptete Wunder ist eine Unwahrheit.“ Und dieser Angriff ging nicht von einer der Religion, dem Glauben feindlichen Seite aus, vielmehr von einem Manne, der ein Christ ein wollte, der sich auf den Boden der Kirche stellend diese u reformiren beabsichtigte, der gleich auf den ersten Seiten seiner Schrift den Glauben an den in Jesu Predigt offenbar gewordnen Gott der Liebe und an die Fortdauer der Seele im ewigen Leben bekannte. — Der Widerspruch, den diese Schrift fand, richtete sich zunächst im wesentlichen überall gegen den Angriff auf „das“ Dogma, man verteidigte dieses mit geringerm oder größerm Geschick, unter schwächerer oder stärkerer Umdeutung und Erweichung desselben. Dabei blieb verborgen, daß die Schrift noch viel weiter gehende Tendenzen in sich barg. Egidy wandte sich in seiner Schrift eigentlich schon nicht mehr gegen dies bestimmte Dogma, sondern gegen jedes Bekenntnis in irgend einer Form. Nicht auf das, was man bekennt, sondern darauf, was man ist, kommt es an:

> Ich frage wieder: wer ist denn der rechtgläubige Christ? wir werden es in alle Ewigkeit nicht feststellen können — den christlichen Lebenswandel aber können wir schon heute ganz klar vorzeichnen. (S. 16)

Und nach einer allerdings fast verblüffend falschen Darstellung des Glaubensbegriffes der Reformatoren wird der Satz gewonnen, daß es fürderhin nicht mehr auf den Glauben, sondern auf die Gesinnung ankommen solle. Es wird nicht gesagt, daß Glaube und Bekenntnis nur soweit Wert haben, als sie in einem unmittelbar zu erlebenden Zusammenhang mit That und Gesinnung stehen. Es wird nicht gefragt, ob es nicht etwa eine andre Form und Möglichkeit gäbe, einer gemeinsamen Ueberzeugung geschlossenen Ausdruck zu geben, als die des durch Rechtszwang geschützten Dogmas, sondern gemeinsamer Glaube, Bekenntnis ist schlechthin überflüssig. Und es bleibt zunächst ein Rätsel stehen: Wie verhält es sich mit dem von Egidy am Anfang mit solcher Ueberzeugung ausgesprochnen persönlichen Bekenntnis zu dem in Jesu offenbar gewordnen Gott der Liebe und zu der persönlichen Unsterblichkeit? Sind auch das Sätze, deren Annahme oder Nichtannahme irrelevant ist, wenn nur Gesinnung und That vorhanden sind?

In den nun folgenden Schriften Egidys löst sich dieses Rätsel. Mit prophetischer Gewißheit hatte Egidy am Schluß der Ernsten Gedanken verkündet, daß er über das Ganze und alle Einzelheiten des vorzunehmenden Neubaus in vollständiger Klarheit sei. Es war nun an ihm, Wort zu halten. So schrieb er: Weiteres und Ausbau der Ernsten Gedanken. Die Situation hatte sich mittlerweile für ihn geändert: es war ihm deutlich geworden, daß die Kirchen für seine Reformen nicht zu haben waren. Er kehrt diesen den Rücken, seine neue Firma lautet von jetzt an: Einiges Christentum. Als das neue Ziel erscheint nun: Wiedervereinigung aller Christen im Christentum Christi. Daneben aber steht nun ein Satz, der mit einem Schlage Klarheit bringt: Gefordert wird „die gleichzeitige Rückgestaltung des Christentums zu einer Religion, die jeder unbefangen denkende Mensch längst als die seine betrachtet.“ Und demgemäß giebt jetzt Egidy eine entschlossene Erklärung vom Glauben. Glauben ist gleich nicht wissen, gleich vermuten, gleich sich vorstellen. Dem „Glauben“ gehören alle genaueren Fragen über das Wesen der Allmacht, über unsre Erdenbestimmung, über die Art unsers seelischen Fortlebens. Der Glaube in diesem Sinne soll von nun an Sache des Einzelnen, sein Privateigentum sein. Hier soll unbedingte Freiheit herrschen. Demgegenüber fußt die Religion als Sache der Ge-

meinsamkeit, wenn ich Egidy recht verstehe, auf der Ueberzeugung. Ueberzeugt sein ist gleich bestimmt wissen. Welches ist der Inhalt der Ueberzeugung des Einigen Christentums?

> Von dem Vorhandensein einer Allmacht in irgend einer Fassung ist der Mensch überzeugt. Wer das von sich selbst verneint, der sagt bewußt die Unwahrheit.

In den Umkreis der „Ueberzeugung“ gehört ferner, wenn ich hier einen spätern Satz Egidys herübernehmen darf, der Glaube, der durch die That zur Ueberzeugung erhoben werden kann, an die Menschheit, an unsre Erdenbestimmung, die Ueberzeugung, daß etwas wird. Vom Fortleben der Seele wird von nun an geschwiegen, — nicht ohne Grund. Dagegen nimmt Egidy unter die Ueberzeugungen des Einigen Christentums noch den Satz auf, daß Jesus ein Mensch sei. Zu diesem Satz wird jeder, der es mit der Wahrheit ernst nimmt, über kurz oder lang kommen müssen. Zur weitern Illustration hebe ich folgenden Satz Egidys von dem Wesen des Einigen Christentums hervor:

> An Stelle des ausgesprochnen Bekenntnisses tritt die Bethätigung und die Gesinnung, an Stelle der Kirche das christliche Amt.

Naiv ist es, wenn Egidy meint, daß es sich bei letzterm Schritt um Wiederherstellung des christlichen Urstandes handle.

Da für Egidy Einiges Christentum eine Sache ist, die sich eigentlich für jeden gesitteten Menschen von selbst versteht, so ist sein drittes Wort, daß alles „höchst einfach“ sich entwickeln werde. Auf die Frage, weshalb Egidy jene selbstverständliche Religion noch mit dem Namen Christentum bezeichne, giebt er die Antwort, daß das vorläufig geschehe, aber eine Zeit komme, in der die Begriffe Christentum und Menschtum sich decken würden.

Was die einzelnen Vorschläge betrifft, so behandelt Egidy in den kleinen Aufsätzen vorwiegend Fragen kirchlicher und kultureller Art. Die soziale Frage steht noch ganz im Hintergrund. Einer der Hauptfesttage des Einigen Christentums ist — für den gewesenen Offizier — der Geburtstag des Landesherrn! Das Theologiestudium wird dereinst aufhören, für die so einfachen und jedermann selbstverständlichen Wahrheiten des Einigen Christentums wird ein jahrelanges Studium nicht mehr nötig sein, wie denn überhaupt der gesunde Menschenverstand überall sein Herrschaftsrecht beanspruchen wird, auch in der Rechtspflege. Die staatliche — nicht kirchliche — Kommune wird ihre Religionsdiener haben, nicht studirte Theologen, sondern Männer, die vor allem schon im praktischen Leben sich bewährt haben. Diese werden die gottesdienstlichen Handlungen leiten. Und Egidy schließt:

> Was wollen wir also thun? Wir wollen uns mit allen Gutgesinnten der ganzen sittlichen Welt zusammen schließen, wollen den endlichen Ausbau des Reichs Gottes beginnen.

Fassen wir zusammen. Das in den Ernsten Gedanken noch übrig bleibende Problem wird hier gelöst. Das Glauben wird endgiltig der Freiheit des Einzelnen überlassen. Es bleibt natürlich eine gemeinsame Ueberzeugung, ein Inhalt des Einigen Christentums. Aber dessen Sätze bestehen aus lauter selbstverständlichen Wahrheiten. Was bedarf es da noch des Bekenntnisses und des Bekennens, auf die Verwirklichung und die That und auf die diese herbeiführende Gesinnung kommt es an.

Pfingsten 1891 rief Egidy die Anhänger seiner Bewegung nach Berlin zusammen. Sein hier gehaltener Vortrag hat etwas Abschließendes. Wir sehen aber auf der andern Seite doch seine Gedanken sich weiter entwickeln. Es bleibt doch ein Bedenkliches in den Aufstellungen Egidys. Sind denn jene Grundsätze des Einigen Christentums wirklich etwas so Selbstverständliches, jedermann Einleuchtendes? Bei reiferer Ueberlegung sind zwei Wege möglich: entweder erkennt Egidy, daß jene Sätze teilweise nichts weniger als selbstverständlich sind, und revidirt seine Grundanschauung, — oder er gestaltet — halb bewußt, halb unbewußt — diese immer mehr zu wirklich selbstverständlichen natürlichen Wahrheiten. Die Richtung, in der Egidy sich bewegt, ist deutlich aus folgenden Sätzen zu erkennen:

> Religion heißt Gewissenhaftigkeit. — Nur um die Richtung zu bezeichnen, in der sich unsre Religion bewegt, nennen wir sie Christentum.

— Das ist das allererste Erfordernis, daß wir es fürder nicht wagen, das Wesen der Allmacht endgiltig bezeichnen zu wollen.

Daneben steht allerdings ganz unbekümmert der andre Satz:

Christ sein heißt, den Willen thun unsers himmlischen Vaters. — Wir müssen also einen Staat schaffen nach Christi Lehrsätzen, das ist Gottes Wille. Dann haben wir alles in einem Begriff: Religion, Christenheit, Kirche, Vaterland, Staat. — Der Fürst wird dann seinem Lande der Stellvertreter Gottes, wie er der Vater seiner Familie ist.[!]

Die Begriffe Deutscher, Christ, Bürger fallen für Egidy zusammen:

Vom deutschen Bürger aber kann und wird das deutsche Volk verlangen, daß er christlich denke, christlich fühle, christlich zu handeln wenigstens den ernsten Vorsatz hat. Es giebt nur noch eine Hilfe, das ist ein dem Deutschtum verständliches Christentum.

Mit der erfolgten Abschwächung der wesentlichen Ideen des Evangeliums läuft parallel ein immer stärkeres Hineinziehen des nationalen Elements in das einige Christentum Egidys.

Wir müssen uns nun vergegenwärtigen, daß inzwischen schon der Abschied Egidys als Offizier und seine Uebersiedelung nach Berlin erfolgt ist. Was das für ihn bedeutet, schildert Egidy selbst in der Zeitschrift Einiges Christentum I 31; eine anschauliche Schilderung von Egidys Auftreten in Berlin findet sich noch in der Ethischen Kultur II 19. Das anregende Leben der Großstadt begann ihn zu umfangen, eine Fülle von neuen Fragestellungen und Problemen drang auf ihn ein. Egidy blieb der guten Zuversicht, daß sein Einiges Christentum ihm zur Lösung aller den Schlüssel gäbe. In den Mittelpunkt seines Interesses tritt nun die soziale Frage. In seiner neuen Schrift Ernstes Wollen ist dieser Fortschritt bereits gemacht. Guten Mutes sehen wir Egidy auf seinem Schiffchen dahinsegeln, er glaubt allen Ernstes in seinem Einigen Christentum dem zum Ausdruck verholfen zu haben, was alles um ihn her hofft und ersehnt, die Zauberformel gefunden zu haben, die alle Geister einigt; er hört überall dieselbe Sprache, nur die Ausdrücke sind verschieden:

In dem Verlangen [der Sehnsucht nach beglückenden Zuständen] erkennen wir die Sprache Gottes in unserm Herzen, andre sagen die Sprache der Natur, andre: es ist das Erwachen des Menschenbewußtseins. — Ist die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten; andre sagen: schlimmer kann es nicht werden, so muß es besser werden.

Egidys Glaube, oder besser gesagt Ueberzeugung — Egidy verwirrt hier seine selbstgeschaffenen Formeln —, der er im Ernsten Wollen Ausdruck verleiht, ist die, daß etwas wird, daß es aufwärts geht mit der Menschheit, und zwar „wird“ es „jetzt.“ Wir müssen uns nur zum Wollen vorbereiten. Hier liegt die eigentliche Grundüberzeugung seines Einigen Christentums, es ist daher ein Thun im Glauben, daß das wird, was als möglich im ewigen Gesetz begründet ist. Alles sonstige Glauben (Ahnen) bleibe dem Einzelnen überlassen. Und weiter heißt es — wieder einmal erfolgt eine Weiterbewegung in den Gedanken Egidys:

An Gott glauben, heißt in des Sinnes erhebendster Bedeutung an die Menschheit glauben; an sich selber glauben, heißt im demütigsten Sinn Gott vertrauen.

Damit ist für Egidy der Glaube an die Allmacht, bisher der oberste Grundsatz des Einigen Christentums, auf den Glauben an die Zukunft der Menschheit reduzirt. Nicht etwa das Umgekehrte findet statt, wie Schrempf in seiner Beurteilung Egidys meint. Das spezifisch Religiöse ist aus dem Einigen Christentum entfernt:

Alle, die es gut meinen mit der Menschheit, meinen dasselbe.

Und in der Ethischen Kultur II 20 heißt es:

Für mich ist die Religion der Empfindungsfaden, der mich mit dem Allgeist, mit der Weltseele, mit Gott in unlösbarem und innigem Zusammenhang erhält. Andre — die Materialisten — leiten dies Empfinden wie jede andre Lebensbethätigung von den Funktionen der Materie ab. Jedenfalls lebt solch Empfinden im Menschen. Ernste Pflicht ist es, unabhängig von der Vorstellung über seinen Ursprung, dies Empfinden, den Drang zum Guten, auszugestalten.

Damit sind wir bei dem Standpunkt der Ethischen Kultur angelangt. Und Egidy befindet sich gegenüber den Anhängern dieser Bewegung, die ihm das Recht streitig machen, sein Einiges Christentum noch Christentum oder überhaupt Religion zu nennen, in einer prekären Lage. (Vergl. namentlich die Kritiken von Förster und Jodl, Ethische Kultur II 38. 39.)

Immerhin, an einem Punkte scheint Egidys Einiges Christentum doch noch einen bestimmtern Inhalt zu haben, der es dem Evangelium nahe bringt. Alle, die es gut meinen mit der Menschheit, meinen dasselbe, sagt Egidy. Aber wer meint es nun gut mit der Menschheit? Wie unendlich verschieden sind doch die Bestrebungen zum besten der Menschheit! Doch erhalten wir hier die positive Antwort:

Wir halten auch fest an dem Namen Christen, einfach weil wir mit unsrer Religion die Vorstellungen verbinden, die Jesus der Christ vom Menschentum hatte, und weil wir allerdings glauben, daß diese Vorstellung die göttliche, also die wahre und somit die alles überwindende ist. (Ernstes Wollen 9.)

Wir verstehen unter Christentum nichts andres als ein Menschentum, das sich nach den der Gegenwart angepaßten Jesuslehren formt. (Einiges Christentum I 9.)

Doch freilich läßt sich schon hier mit ziemlicher Bestimmtheit erwarten, daß Egidy sehr bald auch diesen letzten Rest von positivem Gehalt seines Einigen Christentums im Interesse von dessen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit preisgeben wird. Eine genauere Betrachtung wird ihm zeigen, daß auch die rein sittlichen Jesuslehren gar nicht so sehr dem „gesunden Menschenverstande“ zugänglich sind, sondern ihren ganz bestimmten und eigentümlichen Charakter haben. Und die Formel, die er schon jetzt gefunden hat: „die der Gegenwart angepaßten Jesuslehren,“ bietet ja eine vortreffliche Handhabe, das Evangelium seines konkreten Gehalts allmählich zu entleeren. Vorläufig haben schon die Grundzüge des Einigen Christentums, wie Egidy sie nun im Ernsten Wollen entwirft, sehr wenig von dem spezifischen Geist des Evangeliums an sich. Die Polemik gegen jedes Bekenntnis nimmt auch in dieser Schrift einen breiten Raum ein. Dann aber bekommen wir einige Winke über den beabsichtigten Neubau. Zunächst heißt es:

Wir haben ja verfassungsmäßige Vertretungen, sorgen wir, daß Männer sie durchgeistigen, die fähig sind, das Gerüst aufzustellen, in dem sich das Reich Gottes durch das Mitarbeiten aller aufbauen soll.

Die Männer, die wir brauchen, sind da, wir müssen sie nur finden; sie werden sich finden lassen. Sind sie nur erst berufen, werden sie auch wirken.

Haben wir erst eine christliche Landesvertretung — den christlichen Fürsten haben wir —, dann beginnt der Bau.

Der Bau selbst ist verhältnismäßig sehr einfach.

Schaffen wir nur erst andre Zustände — die Menschen dafür sind schon da. — Schaffen wir nur erst ein Paradies, so werden die Menschen auch in Unschuld darin wandeln.

So wird denn im Handumdrehen der Judenfrage, der sozialen Frage, der Frauenfrage ihre Lösung vorgezeichnet, überall hat Egidy sein Rezept bereit. Ueber die Arbeiterfrage heißt es:

Das ist alles auch durchaus nicht schwer, ich wenigstens sorge um das alles nicht, auch wahrlich nicht um Einzelheiten. [!]

In der Frauenfrage heißt es:

Erst müssen wir nur mal [so!] die Art der Zustände, den Zwang der Verhältnisse beseitigen, die heute ein so großes und weitgehendes Verlangen erzeugen.

Ganz richtig, das müßten wir „erst mal“ thun — wenn das alles nur so einfach wäre, wie Egidy meint! Egidy selbst giebt zu, daß diese Ausführungen seinen Anhängern eine Enttäuschung bereitet haben. Es liegt das aber nicht daran, daß Egidy, wie er meint, hier Forderungen an den Einzelnen richtet, sondern daran, daß unserm Geschlecht mit Plattheiten und Selbstverständlichkeiten — ich finde kein mildres Wort für jene Ausführungen — in seinen ernsten Lebensfragen nicht gedient ist. Egidy spricht einmal selbst von seinem besonnen, aber zukunftsfroh dahingaloppirenden Optimismus. Hinter dem „besonnen“ mache ich ein Fragezeichen. Sonst giebt es keinen bessern Ausdruck für diese teilweise fast saloppe Art, die furchtbar ernsten Fragen der Gegenwart und ihre wilden Rätsel zu behandeln, als den: ein zukunftsfroh dahingaloppirender Optimismus. Nur ist freilich das Leben kein Reiterkunststück.

Ich skizzire kurz die weitere Geschichte der Egidyschen Bewegung. Namentlich in Kiel erwuchs Egidy eine zahlreiche Anhängerschaft. Professor Lehmann-Hohenberg, dessen eigner Standpunkt einer besondern Besprechung bedürfte, gründete im Oktober 1892 eine Vierteljahrsschrift: Einiges Christentum, die in sechs Heften bis Dezember 1893 erschien. Im November 1893

hielt er in Kiel eine Religionsversammlung ab und versandte darauf eine Erklärung zur Unterschrift, in der der Unterzeichnete protestirt gegen jedes Bekenntnis und Dogma — „wer Christ sein will, es ernst will, ist Christ" —, in der er weiter fordert, in den standesamtlichen Listen ferner als Christ geführt zu werden. Der weitere Aufruf beginnt charakteristisch: „Die Erklärungen verpflichten thatsächlich zu nichts." Schrempf in seiner Kritik hat Recht, wenn er meint, daß die Kirchenbehörden diese zahmen Erklärungen wenig respektiren würden, und fordert mit vollem Recht, daß man mindestens erklären sollte, daß man künftighin bei Taufe und Konfirmation seines Kindes den gewöhnlichen Gebrauch des Bekenntnisses nicht mehr dulden wolle. Das wäre wenigstens noch eine That, die Zeugnis von ernstem Wollen gäbe. Seit Beginn des Jahres 1894 giebt Egidy die Wochenschrift Versöhnung heraus, über ihren Erfolg ist mir nichts Sicheres bekannt geworden.

Ich fasse noch die weitere persönliche Entwicklung Egidys, wie sie in den erwähnten Zeitschriften vorliegt, zusammen. Seit dem Ernsten Wollen hat Egidy Einzelausführungen, -thaten, -vorschläge wieder mehr zurückgestellt. Es kommt ihm darauf an, auf die Gesinnung zu wirken und vorzubereiten. Es liegt ihm nicht an Einzelreformen, daran, daß etwas wird. Es muß alles werden oder nichts. Aber es wird auch. Die Zeit ist erfüllt, die Menschheit ist in das Alter gekommen, in dem die Vernunft erwacht, erwachen muß. Es bedarf nur noch eines Anstoßes, um die Lawine ins Rollen zu bringen. (Versöhnung Nr. 12.) — Die weitere Entwicklung in der Stellung Egdiys zum Evangelium oder den Jesuslehren, die wir schon oben als notwendig im voraus bestimmten, findet sich deutlich vollzogen in der Versöhnung Nr. 3:

> Weder die von Jesus — wirklich oder vermeintlich — gesprochenen Worte machen das Christentum aus, noch die nachmals an seine Erscheinung geknüpften Lehren. — Mit jeder solchen Forderung wird das Christentum seiner Bestimmung entrückt, Religion, die Religion zu sein. Wie er, so sollen wir alle nach einem religiösen Bewußtsein ringen; wie er, soll jeder dann aber auch dieses Bewußtseins leben. Daß die Menschheit bei solcher Verinnerlichung auf dieselbe Bahn: vorwärts, aufwärts geführt wird, die Jesus wandelte, ist kein Zweifel.

Mit diesen Sätzen ist die Loslösung des Einigen Christentums vom eigentlichen geschichtlichen Evangelium bis auf einen ganz geringen Rest vollzogen. Mit Jesus soll die Anhänger des Einigen Christentums ein ernstes Ringen nach Religion verbinden. — Aber Jesus hatte eigentlich den Glauben und besaß ihn, er rang nicht mehr darnach, jedenfalls ist dieser Zug seines Lebens, der des ruhigen, seligen Besitzes, der überwiegende. — Mit Jesus und dem Evangelium glaubt Egidy sich durch die Ueberzeugung verbunden, daß der Weg der Menschheit vorwärts und aufwärts führt. Aber das ist gar nicht das Hervorstechende in Jesu sittlicher Ueberzeugung, sein Glaube an die Menschheit war gar nicht sonderlich groß. Die innere Logik und Konsequenz der Dinge hat so Egidy und sein Einiges Christentum von Schritt zu Schritt von dem, was wirklich Christentum genannt werden kann, vom Evangelium abgedrängt.

Bsst

Frederic William Robertson

als Prediger, Seelsorger und christlicher Sozialist

Die Christliche Welt hat schon mehrfach des genialen Mannes Erwähnung gethan, zum Teil in der Uebersetzung Reden von ihm gebracht, dem die folgenden Zeilen gelten. Eine eingehende Würdigung seiner Persönlichkeit dürfte daher vielleicht manchem erwünscht erscheinen. Wir bringen in Folgendem einen kurzen Ueberblick über seinen Lebensgang und dann eine Darstellung seiner dreifachen Thätigkeit und wünschen, daß ihn recht viele liebgewinnen, so wie er es verdient.

1

Frederic William Robertson wurde als der Aelteste von sieben Kindern am 3. Februar 1816 in London geboren. Sein Vater war Kapitän bei der Königlichen Artillerie, sein Großvater, in dessen Hause er das Licht der Welt erblickte, Oberst in der Armee. Von seinen Brüdern dienten zwei mit Auszeichnung im indischen Heere. Auch ein dritter Bruder war Offizier. Kein Wunder, wenn er, in solchen militärischen Traditionen aufgewachsen, sich auch zunächst für den Soldatenstand entschied und erst nach langen Kämpfen und mit stetem Schmerz über die Vereitelung seiner liebsten Hoffnungen dem Wunsche seines Vaters und seiner Begabung gemäß Geistlicher wurde.

Sein Vater lebte nur der Erziehung seiner Kinder. Besonders sorgfältig überwachte er den Bildungsgang dieses hochbegabten Sohnes. Schon 1821 ließ er sich zu diesem Zwecke pensioniren und zog 1829 der weitern Ausbildung halber mit der Familie nach Tours, kehrte jedoch infolge der Revolution schon 1830 wieder nach England zurück. Dort brachte er dann unsern Friedrich Wilhelm nach Edinburg auf die neue Gelehrtenschule, ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, wo seine Schulausbildung ihre Vollendung fand.

Als ältestes Kind und wohl auch infolge seiner einzigartigen Begabung war Robertson vielfach einsam, seiner Gedankenwelt und seinen Phantasien überlassen. Man darf ihn sich jedoch keineswegs kränklich denken. Wie bei englischen Kindern überhaupt, wurde auf seine körperliche Ausbildung mindestens ebensoviel Wert gelegt wie auf seine geistige. Seine frühesten Erinnerungen führen ihn zurück zu seinem Pony, auf dem er mit der Ordonnanz seines Vaters auszureiten pflegte, und zu dem soldatischen Treiben, das damals noch im elterlichen Hause herrschte. Auch war er kein Träumer. Allzeit hatte er ein offnes Auge für die Wirklichkeit, und charakteristisch ist sein liebevolles Anschauen der Natur, das sich nicht mit einer freudvollen Betrachtung begnügte, sondern ihn zu wissenschaftlicher Beobachtung, z. B. der Vögel, schon in frühen Jugendjahren hinführte und ihn später veranlaßte, in Edinburg mit Vorliebe Chemie und physikalische Geographie zu treiben. Ebensowenig entspricht es den Vorstellungen, die wir uns von einem einsamen, träumerischen Knaben machen, daß Robertson der Anführer seiner Spielgenossen und bei allen wagehalsigen Streichen der Erste war. Aber er hatte und behielt auch einen Hang zur Absonderung, in der Kindheit, um sich gemäß den Traditionen seiner Familie ein ritterliches Leben phantastisch auszumalen, später, um sich der Arbeit eines strengen Nachdenkens hinzugeben.

Einigermaßen im Gegensatz zu seiner körperlichen Gewandtheit und seiner darauf beruhenden Stellung im Kreise seiner Genossen steht ein peinigendes Mißtrauen in sich selbst, ein schmerzlich empfundner „Mangel an Hoffnungsfähigkeit," der ihn unfähig zum Wirken gemacht hätte, wäre nicht das Gleichgewicht seiner Seele durch ein strenges Pflichtgefühl hergestellt worden. Das ließ ihn schon als Sechzehnjährigen von Edinburg aus nach Hause schreiben zur Zeit, da die Cholera dort herrschte:

> Ich habe mich entschlossen, hier zu bleiben. Denn ich würde die Ansteckung nach Hause bringen, und es würde außerordentlich selbstsüchtig sein, andre in Gefahr zu bringen, lediglich um der eignen Sicherheit willen.

Das ließ ihn so lange bei seiner Arbeit bleiben, bis er alles auf den Grund erledigt hatte. Diese Gründlichkeit, unterstützt durch ein vortreffliches Gedächtnis, das ihn noch kurz vor seinem Tode in den Stand setzte, Bücher seitenweise zu zitiren, die er einmal als Kind gelesen hatte, machte ihn zu dem, was er war.

Durchaus wahrhaft war er in seinem Wesen. Nie hatte seine Mutter eine Lüge aus seinem Munde gehört. Alles in ihm aber wurde beherrscht von dem lebhaftesten religiösen Gefühl. Als Kind schon, wenn er mit dem Vater auf die Jagd ging, betete er, der Vater möchte doch treffen, ward stolz, wenn es eintraf, geriet aber in Zweifel über die Gebetserhörung beim Gegenteil. Um dessenwillen wollte ihn sein Vater zum Theologen machen, gab aber dem Drängen des Sohnes nach, der durchaus Offizier werden wollte. So wurde er nun für ein indisches Dragonerregiment bestimmt, und es war die glücklichste Zeit seines an Freuden so armen, so früh geendeten Lebens, als er auf die Einberufung hoffen durfte. Der „Cornelius" des Regiments wollte er werden. Er studirte die indische Religion, die Geschichte der indischen Mission und forschte nach der Ursache ihres geringen Erfolges. Nun verzögerte sich aber

die Einberufung. Der Vater sah darin den Willen Gottes, der seinen Sohn für die Kirche ausersehen habe. Dahin drängten ihn auch alle seine Freunde. Entscheidend wurde in diesen Wochen des innern Widerstreites für ihn das Wort eines von ihnen: „Thue, was dein Vater wünscht, und bitte Gott, daß er ihn das Rechte finden läßt.“ So folgte er denn seinem Pflichtgefühl, das ihn zur Selbsthingabe trieb, und ließ sich Ostern 1837 in Oxford immatrikuliren. Vierzehn Tage später kam die so heißersehnte Einberufungsordre. — Nie hat er diese furchtbare Enttäuschung überwunden. Noch wenige Jahre vor seinem Tode, auf dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit, schrieb er:

Als ich in meinem Dragonermantel nach Hause ging, überkam mich der Gedanke, daß ich eigentlich zur selben Stunde darin eingehüllt still zu Modkee hätte liegen müssen, wo die dritten Dragoner so tapfer gekämpft haben, und wo nur frischeres Grün die Stätte zeigt, wo der sterbliche Teil der Helden wieder zu Staub wird.

Indes nahm er in den nun gewählten Stand das Bewußtsein hinüber, ein Ritter Christi zu sein und das Bestreben, die ritterlichen Tugenden, den Mut der Wahrheit, die Treue bis in den Tod zu bethätigen.

Auf der Universität zeichnete sich Robertson äußerlich nicht aus. Er verzichtete absichtlich auf das Streben nach ihren äußern Ehren, um seine Kraft für edlere Zwecke aufzusparen. Doch war er rastlos thätig, sich auf seinen Beruf vorzubereiten. So führte er es durch, in den ersten Morgenstunden allmählich das ganze Neue Testament griechisch und englisch auswendig zu lernen. Daher schreibt sich seine staunenswerte Sicherheit in der Anwendung der einzelnen Stellen. Außerdem gewann auf seine Weise zu denken Aristoteles, den er gründlich studierte, den größten Einfluß. Jedoch ging er keineswegs in ihm unter. Denn er las ebenso alle Werke Platos. Auch seinen Neigungen für die Dichtkunst und ihre Vertreter gab er nach. Sind auch seine eignen poetischen Versuche wertlos, so hatte doch die Poesie auf ihn bleibenden Einfluß. Insonderheit liebte er Wordsworth, den Sänger bescheidnen Glücks, reiner, ungetrübter Natürlichkeit, des ländlichen Lebens, der Freiheit der Berge. Ihm galt auch seine letzte öffentliche Rede vor seinem Tode, ein Vortrag über ihn im Athenäum zu Brighton. Sehr befriedigt war er von der Studentenzeit nicht. Zu sehr kontrastirten Ideal und Wirklichkeit mit einander. Aengstlich hielt er sich von allem zurück, was ihm irgend ein Haschen nach äußerm Glanze zu sein schien. Schreibt er doch, dreiundzwanzig Jahre alt, von Oxford aus seiner Mutter:

Ich glaube, die Stellung eines populären Predigers ist eine der größten Versuchungen auf Erden. Ein Mann in solcher Stellung hält nicht an, um zu erwägen, wieviel oder vielmehr wie wenig mit der Erzielung eines großen Effekts gethan ist, oder zu betrachten, wie gewaltig der Unterschied ist zwischen einer Anregung des Gefühls und einer Herzensänderung.

Ein Jahr später schrieb er im Hinblick auf seine Ordination:

Ich sehne mich nach Einsamkeit, in Ruhe über die rasch nahende Zeit nachzudenken, da ich die Erklärung abgeben muß, daß ich mich vom Geiste bewegt fühle, Gesandter Gottes zu werden. Das zu thun mit all dem Wirbeln und dem Pochen einer ungezügelten Einbildungskraft und mit den weltlichen Gefühlen in meiner Brust ist etwas zu Schreckliches, um ausgedacht zu werden.

Daß man daher in dem Studenten den künftigen Mann erkennen konnte, beweist das Urteil eines Freundes:

Ich freue mich, seiner zu gedenken, wie ich ihn in Oxford kannte — warm und großmütig und edel, ausgezeichnet durch Talente, vorurteilslos im Betragen, und was das Wertvollste von allem war und noch jetzt beim Rückblick am meisten entzückt — er war ein Mensch, der die Fahne des Kreuzes trug ohne Furcht und sich Christi nicht schämte an einem Orte, der, obwohl ausdrücklich seinem Dienste bestimmt, vielleicht mehr Hindernisse als Hilfe bot für ein entschieden christliches Bekenntnis.

Am 12. Juli 1840 wurde Robertson ordinirt und kam sofort zu dem neuen Pfarrer von Winchester, Nicholson, als Hilfsprediger. Eine schwere Stelle für einen jungen Mann in einer Gemeinde, deren früherer Geistlicher eben erst wegen Trunksucht hatte abgesetzt werden müssen! Pfarrer und Hilfsprediger wurden in der gemeinsamen Arbeit Freunde, ein ehrendes Zeugnis für sie beide. Noch Jahre nachher, nach dem frühen Tode Nicholsons, schreibt Robertson an dessen Witwe: „In Ihrem verehrten Gatten habe ich einen Freund verloren,“ und predigt unter dem Eindruck der Todesnachricht im Andenken an ihn: „Wer den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“

Hier schon begann seine Thätigkeit an den untern Schichten der Gesellschaft, und es gelang ihm, sie für die Kirche zu interessiren. Im übrigen aber empfand er die ganze Schwere seines Berufs:

Mag der heilige Geist dich zu größerer Selbstverleugnung und Heiligkeit und Liebe und Andacht erwärmen, als ich fühle und mir vorstellen kann. . . . Ich fange an zu glauben, mein Leben wird nicht mehr lange dauern — ich fürchte, ich sehne mich zu sehr abzuscheiden — es ist aber doch ein großer Unterschied zwischen einer Sehnsucht, bei Christo zu sein, und dem einen Wunsche, von der Schwachheit des Fleisches frei zu werden.

So schreibt er selbstquälerisch. Und dieses stete Grübeln, sowie ein asketisches Leben, das zur Selbstkasteiung wurde, verbunden mit dem schmerzlichen Eindruck, daß seine Lieblingsschwester unheilbar erkrankt sei, hatten seine Gesundheit nach einem Jahre so untergraben, daß er sein Amt aufgeben und eine Erholungsreise unternehmen mußte. Er selbst nimmt Abschied von seinem Amte:

Welch ein Unterschied zwischen dem Juli vorigen Jahres und diesem, damals erschien alles wie ein glänzendes Eroberungsfeld vor dem Auge, und noch keine Erfahrung der schmerzlichen Wahrheit, daß der berufsmäßige Kampf gegen die Sünde andrer einen Geistlichen nicht befreit vom Kampfe mit seiner eignen. Ich hatte wenig andres gehabt als das Gefühl der Scham, der bittersten Scham darüber, und Gott allein kann beurteilen, wie wenig noch der Ursache angemessen.

Doch fehlte seinem Streben die verdiente Anerkennung von berufner Seite nicht. Es war die Gewohnheit des Bischofs von Winchester, von den Kandidaten seiner Diözese zu verlangen, daß sie einen Rechenschaftsbericht über die Verwaltung ihrer Hilfspredigerstelle einreichten. Der Bericht Robertsons erschien dem Bischof so wertvoll um seiner Anregungen, seiner Belehrung und seiner Erfahrung willen, daß er ihn sich aufhob und häufig den spätern Kandidaten zur Lektüre gab, als einen edeln Ausdruck des Geistes und der Weise, in der ein Hilfspredigeramt verwaltet werden sollte.

Die Reise auf den Kontinent brachte ihm nicht nur Erholung, sondern auch das Glück der eignen Häuslichkeit. Er vermählte sich zu Genf mit der Tochter eines dort ansässigen vornehmen Engländers. Abermals, nur diesesmal von fünfjähriger Dauer, folgt die Verwaltung einer Hilfspredigerstelle zu Cheltenham. Auch hier, so groß die Beliebtheit und der Einfluß des jungen Nachmittagspredigers wurden, war er inmitten der Gegensätze, die Cheltenham als ein „wahres Treibhaus religiöser Erregungen“ erscheinen ließen, bei seiner sensiblen Natur den schwersten innern Kämpfen ausgesetzt, die sich in ergreifender Weise in seinem Tagebuche wiederspiegeln, und die endlich eine neue Erholungsreise nach dem Kontinent notwendig machten. Dann, nach einer kurzen Amtsführung in einer der ärmsten Gemeinden von Oxford, wo es ihm gleichfalls gelang, die Armen zur Kirche zu führen, aber zugleich die gebildetsten Kreise, Dozenten an der Universität u. a. anzuziehen, wurde er dorthin berufen, wo er die Wirksamkeit entfalten sollte, die ihn berühmt gemacht hat, und an die man allein denkt, wenn von ihm die Rede ist. Am 15. August 1847 hielt er seine erste Predigt in der Trinitatiskirche von Brighton. Bhfr

Der Hamburger Bekenntnisstreit

Die Chronik der Christlichen Welt hat in Nr. 49 des vorigen und in Nr. 7 des laufenden Jahrgangs kurze Mitteilungen über einen in Hamburg ausgebrochnen kirchlichen Streit gebracht, der, wiewohl zunächst nur von örtlicher Bedeutung, doch von vornherein auch außerhalb dieser Stadt die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt hat. Nachdem bislang nur vereinzelte, auch nicht immer zutreffende Nachrichten über diese Angelegenheit in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, möge auf Wunsch der Redaktion der Christlichen Welt in dieser Zeitschrift eine zusammenhängende, möglichst unparteiische Darlegung und Würdigung der in Betracht kommenden Verhältnisse und Erscheinungen ihren Platz finden. Sind auch die Gegensätze, die

ns in dem Streit entgegentreten, keineswegs neu, so dürfen och die besondern Umstände, unter denen diese Gegensätze hier neinandergeraten sind, ein allgemeines Interesse beanspruchen und als ein neues, keineswegs erfreuliches Zeichen jener tiefen Erregung gelten, die durch unser kirchliches Leben hindurchgeht. Zum Verständnis des Ganzen sei zunächst Folgendes vorausgeschickt.

1

Die „Evangelisch-lutherische Kirche im Hamburgischen Staate," als solche seit 1876 prinzipiell vom Staate getrennt, doch in ihren einzelnen Organen, den Kirchenvorständen, Konventen, der Synode und dem Kirchenrate, von dazu delegirten Mitgliedern des Senats geleitet, zeigt insofern ein eigenartiges Gepräge, als sich wohl kaum ein zweiter einheitlich gestalteter kirchlicher Organismus finden dürfte, der bei einem verhältnismäßig so kleinen Umfange solche tiefgehende Gegensätze in theologischer Beziehung umfaßte. Thatsächlich erfreut sich die Hamburgische Kirche seit Menschengedenken einer sehr weit sich erstreckenden, wenn auch nicht immer unangefochten gebliebnen Lehrfreiheit und kann sich insofern des Vorzugs einer großen Duldsamkeit rühmen, was freilich nicht ausschließt, daß das Parteiwesen und die Herrschaft der Schlagwörter in kirchlichen Dingen gerade hier in besondrer Blüte steht. Nachdem nun in frühern Jahren der Gegensatz der beiden sich lange ungefähr gleich mächtig gegenüberstehenden Hauptrichtungen, der „orthodoxen" und der „liberalen" — etwas Drittes kennt der Durchschnittshamburger nur als „charakterlose Halbheit" oder „unklare Vermittlung" — zeitweilig ein sehr schroffer war, hatte sich neuerdings unter dem Druck der allgemeinen Zeitverhältnisse ein hocherfreulicher und allgemein als segensreich empfundner Friedenszustand herausgebildet, in dem man mit gegenseitigem Vertrauen weitreichende Pläne zur Reorganisation des gesamten kirchlichen Lebens ins Auge faßte und mit Zurückstellung aller Parteiinteressen auch sichtlich förderte. Die zunehmende Entvölkerung der innern Stadt und die dadurch hervorgerufne Verödung der alten Hauptkirchen einerseits, das reißend schnelle Anwachsen der zum Teil höchst ungenügend versorgten großen Außengemeinden und die gerade in diesen Gemeinden besonders fühlbare religionsfeindliche Agitation der Sozialdemokratie andrerseits machte ein solches friedliches Zusammengehen der verschiednen kirchlichen Richtungen zur gebieterischen Notwendigkeit, wenn nicht das kirchliche Leben Hamburgs, das durch nicht wieder gut zu machende Versäumnisse vergangner Jahrzehnte schon schweren Schaden gelitten hat, noch weiter zurückgehen sollte. Von dem Gefühle dieser Notwendigkeit durchdrungen, haben denn auch die verschiednen Kollegien der Geistlichen wichtige, auf Zerteilung der übergroßen Gemeinden und Errichtung einer ganzen Anzahl neuer Pfarrstellen sich beziehende Beschlüsse einmütig gefaßt. Ein frisches, freudiges Vorwärtsstreben im Interesse des Ganzen, dem man diente, war überall zu spüren, und es zeigte sich deutlich, wie in diesem praktischen Zusammenarbeiten trotz aller theoretischen Unterschiede das Mißtrauen schwand und die Herzen einander näherkamen. Die eigentliche Seele dieser praktischen Reformarbeit war der am 12. April 1894 heimgegangne Senior D. Kreusler, der — übrigens ein hochkonservativer Theologe — mit einer seltenen Unparteilichkeit und geradezu väterlichen Weisheit und Besonnenheit leider nur kurze Zeit seines einflußreichen aber schwierigen Amtes an der Spitze der Hamburgischen Geistlichkeit waltete, durch seine im besten Sinne des Wortes bischöfliche Persönlichkeit das Vertrauen aller gewann und sich die Liebe vieler über das Grab hinaus erhielt. Mitten in die verwickelte Reorganisationsarbeit, die der Dahingeschiedne als ein teures Vermächtnis seiner geliebten Hamburgischen Kirche hinterlassen hat, und deren Durchführung nicht nur die Kraft und Zeit der maßgebenden kirchlichen Behörden und Vertretungen in hohem Maße in Anspruch nimmt, sondern auch nach wie vor auf das Vorhandensein einer starken, brüderlichen Gesinnung in den dabei oft sehr persönlich beteiligten Pastorenkreisen rechnet, fällt nun der Ausbruch jenes beklagenswerten Streites, dessen Urheber ganz im Gegensatz zu dem oben gekennzeichneten Kreuslerschen Geiste „auch bei den kleinsten Anlässen" den Schein vermieden wissen will, als sei „der gleiche Talar ein Zeichen gleicher Gesinnung." Was hat es mit diesem Streite für eine Bewandtnis?

2

Am Bußtage, den 21. November vorigen Jahres, wurde nach dem Hauptgottesdienste vor den Thüren der St. Anscharkapelle und andrer sogenannter Nebenkirchen (Kapellen, die von kirchlich interessirten Privatleuten ursprünglich zur Förderung der Zwecke der innern Mission begründet, mit der Landeskirche nur in einem losen Verbande stehen) eine kleine Broschüre ausgeboten, die den sensationellen Titel führte: „Notschrei an die Christen auf und unter den Kanzeln Hamburgs" von Max Glage, Pastor an der St. Anscharkapelle (Hamburg, Heroldsche Buchhandlung, 1894. Preis 30 Pfennige). Der Verfasser, ein jugendlicher, erst seit dem 20. März 1894 in Hamburg angestellter, zuletzt im Dienste der benachbarten schleswig-holsteinischen Landeskirche wirkender Prediger, erhebt in dieser Schrift auf knapp vierzehn Seiten die schwerwiegendsten Anschuldigungen gegen den Pastor an der St. Gertrudkirche, Dr. Rebattu, wegen eines von diesem am 23. August in einem öffentlichen Saale seines Pfarrbezirks Barmbeck vor einer Volksversammlung gehaltenen Vortrags über die Frage: Wird die Religion erhalten bleiben? Rebattu und seine liberalen Gesinnungsgenossen werden von Glage in der heftigsten Weise angegriffen. Dieser geht aus von einer Behauptung, die ein Sozialdemokrat ihm gegenüber einmal aufgestellt habe, daß es nämlich in Hamburg eine Reihe von Pastoren gebe, die ihren Talar mit einem falschen Eide erkauft hätten: obwohl sie bei ihrer Amtseinführung feierlich auf die lutherischen Bekenntnisschriften verpflichtet wären, sei doch fast jede ihrer Predigten ein Widerspruch gegen diese Schriften. Wenn Glage nun auch diese Behauptung nicht in ihrer maßlosen, sozialistischen Form sich aneignen will, so giebt er die behauptete Thatsache doch als vorhanden zu, ja er macht diese angebliche Thatsache zur Basis, auf der auch er seine Klage erheben will. Nachdem sodann zunächst verschiedne an das Ohr des Verfassers gedrungne „Gerüchte" über allerlei Ungeheuerlichkeiten, die liberale Pastoren in Hamburg in ihren Predigten und im Konfirmandenunterricht sich geleistet haben sollen — es handelt sich um Vorkommnisse, die wohl leider nicht ganz werden in Abrede gestellt werden können, übrigens in einem Falle auf offenbarem Mißverständnis beruhen und in einem andern schon etwa dreißig Jahre zurückliegen —, kurz erwähnt und als charakteristisch für ein gewisses gegen die Hamburger Geistlichkeit bestehendes Mißtrauen hingestellt sind, geht Glage auf die eigentliche Veranlassung seines „Notschreis," jenen bereits am 23. August in Barmbeck gehaltenen Vortrag des Pastors Rebattu, ein. Auf Grund der unwidersprochen gebliebnen Zeitungsberichte über diesen Vortrag und des daraus sich für den Verfasser ergebenden Eindrucks werden nun auch alle jene Gerüchte für durchaus glaublich erklärt. In diesem Vortrage sei nämlich vor 2000 Personen aus allen Ständen behauptet worden, daß niemand mehr die Wundergeschichten des Alten Testaments glaube, selbst die Pastoren nicht; dennoch seien diese Geschichten aus dem Schulunterrichte nicht zu verbannen, da ja die Kinder so gern Märchen hörten; eine klare Erkenntnis Gottes sei aus der Bibel nicht zu schöpfen, ja manche überlieferte Anschauungen müßten wir jetzt streichen, weil sie Gottes unwürdig seien, z. B. die Opferung seines Sohnes zur Erlösung der Menschheit; seit den Tagen Friedrichs des Großen werde die Wahrheit immer klarer erkannt, wenngleich die unduldsame Orthodoxie wieder großen Schaden anrichte und die Leute aus der Kirche treibe, aber auch das ernste, rücksichtslose Streben nach Wahrheit sei noch lebendig und werde vertreten durch den Protestantenverein.

Diesen Ausführungen gegenüber erhebt Glage „als freier Christenmensch und als berufner Pastor der Hamburgischen Kirche" seine Stimme, um für seine Kirche zu streiten. Ohne auf die theologischen Differenzen weiter einzugehen, wendet er sich nach einigen Seitenhieben auf den „Hochmut einer falschberühmten Wissenschaftlichkeit" einem größern Thema zu. Dieses heißt: Wahrhaftigkeit. Hier macht es nun einen eigentümlichen Eindruck, daß der für die „Wahrhaftigkeit" zu Felde ziehende Glage die Behauptung seines Gegners, daß heutzu-

tage kein Pastor mehr alle Wunder des Alten Testaments glaube, auf Seite 7 im Handumdrehen dahin verändert, daß dies nach Rebattus Meinung von den Wundern der Bibel überhaupt gelte. Dies war in dem Vortrage keineswegs ausgesprochen. Der also willkürlich erweiterten Behauptung seines Gegners stellt der Verfasser die Erklärung gegenüber, der Vortragende habe wissen müssen, daß es in Hamburg eine ganze Reihe von Amtsbrüdern gäbe, die diese Wundererzählungen der heiligen Schrift von der ersten bis zur letzten glaubten und sich nicht imponiren ließen von den „armseligen Kritikern." Auch die von Glage als eine „alles Maß übersteigend leichtfertige Beschuldigung" beurteilte angebliche Behauptung Rebattus, die orthodoxen Pastoren verödeten die Kirchen, wird als eine Unwahrheit zurückgewiesen. Doch das alles sind nur Vorpostenkämpfe; auf Seite 8 wird der Hauptschlag gegen den Feind geführt, indem da die Frage aufgeworfen wird: Ist die Amtsführung des Pastors Rebattu und seiner Gesinnungsgenossen wahrhaftig? Diese Frage wird auf das bündigste verneint. Den Beweis für diese schwere Anschuldigung macht sich Glage ziemlich leicht: auch der Angegriffne habe die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche unterschrieben, also, wie Glage ohne weiteres folgert, diese Bekenntnisschriften zur „Norm seines Lehrens und Predigens zu machen sich verpflichtet," in der Formula Concordiae aber heiße es (pars prima, de comp. regul. etc. 1), die Bibel sei die alleinige Regel und Richtschnur, nach der zugleich alle Lehren und Lehrer geurteilt werden sollen; da nun, so lautet Glages Schluß, Pastor Rebattu trotz dieser übernommnen Verpflichtung gegen die Bibel gekämpft hat, so hat er sich selber gerichtet. Dies bekannt zu machen ist nach dem Verfasser eine unerläßliche Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Und nun zur Hilfe, ihr Christen auf und unter den Kanzeln, zur Hilfe! Was soll nun werden? Daß äußerlich nicht alles beim Alten bleiben darf, das kann einem Christen nicht zweifelhaft sein, vor allem nicht einem mit seinem Gewissen ans Bekenntnis gebundnen Pastor der hiesigen Kirche. Wir könnens nicht ruhig mit ansehen, daß die Kraft unsrer Kirche durch Lüge zerfressen wird, daß Leute, die in unsrer evangelisch-lutherischen Kirche kein Heimatsrecht haben, das Szepter dieser Kirche an sich zu reißen suchen, und zwar durch List.

In diesem Ton gehts dann noch einige Seiten fort. Der Verfasser gesteht, daß er selber nicht weiß, wie geholfen werden soll, er will eben nur „schreien." Dies besorgt er denn nun auch auf das gründlichste. Er ruft die kirchlichen Behörden an, daß sie die Uebertretung ihrer Gesetze strafen oder aber durch eine Veränderung der obligatorischen Verpflichtung in eine fakultative „die belasteten Gewissen der liberalen Geistlichen befreien" möchten. Er ruft die Gesinnungsgenossen unter den Amtsbrüdern an, daß sie bei jeder Gelegenheit mit offnem Visir streiten möchten gegen die wissentlichen und unwissentlichen Zerstörer der Kirche des Herrn, von denen der Verfasser auf Seite 8 nicht ohne Berufung auf den allwissenden Gott gesagt hatte, daß er viel darum geben würde, wenn ihm auf die Frage nach ihrer Wahrhaftigkeit die Antwort: „Betrogne Betrüger" genügen könnte. Er ruft endlich die Christen unter den Kanzeln an, daß sie sich am Taufstein und am Tisch des Herrn von niemand bedienen lassen möchten, der dort mit falschem Herzen schaltet und dabei innerlich verspottet, was den treuen Christen das Heiligste ist am Heiligen. „Wer sich von dem Munde oder der Hand eines ungläubigen Pastors bedienen läßt, trotz besserer Ueberzeugung, — so läßt sich Glage vernehmen —, der macht sich mitschuldig des Greuels der Verwüstung an heiliger Stätte, der legt auf des pflichtvergessenen Pastors Gewissen eine neue Last, und diese Last wird er einmal mit hinauftragen müssen vor den Stuhl des ewigen Richters." Darum denn hinaus aus den entkirchlichten Kirchen! Fort von denen, die ihr eignes Gewissen durch jede Predigt vergewaltigen! Nachdem dann noch die ungläubigen Pastoren für die größten Feinde unsers Volks erklärt sind und die Lüge auf den Kanzeln als etwas weit Gefährlicheres hingestellt ist als der Mangel an Kanzeln, ja als etwas weit Gefährlicheres als die Sozialdemokratie und der Anarchismus, „vor denen wir zittern," schließt das Schriftchen mit einer Aufforderung zum Gebet für unsre „kranke Kirche" und der Bitte um einen gesegneten Bußtag.

Ob diese Bitte wohl bei denen in Erfüllung gegangen ist,

die an jenem Tage das Gotteshaus aufgesucht haben, um in der Christengesinnung und im Christenwandel sich befestigen zu lassen, und denen nun von ihrem Pastor eine derartige Schrift mit nach Hause gegeben wird? So möchte man wohl fragen bei der Lektüre dieses „Notschreis." Immerhin sind die letzten Worte wohl das einzig Erfreuliche an dieser ganzen Herzensergießung, die wir nicht anstehen für eine der traurigsten Erscheinungen zu halten, die das kirchliche Leben der Gegenwart zu Tage gefördert hat. Eine Kirche, in der solche Stimmen laut werden und Beifall finden, muß allerdings krank sein, krank gerade in denen ihrer Glieder, die da geneigt sind, sich für die einzig gesunden zu halten; und ein gesegneter Tag der Buße, er wäre wahrlich nicht an letzter Stelle einer „falschberühmten" Gläubigkeit zu wünschen, die in derartiger Weise die einfachsten Grundforderungen der christlichen Liebe: Gerechtigkeit und Billigkeit, Demut und Vorsicht im Urteil über andre, vermissen läßt. Ist dieser „Notschrei" wirklich der Ausdruck eines vom Geiste Jesu geleiteten Pflichtgefühls? Ist er thatsächlich aus nichts anderm als aus christlicher Gewissenhaftigkeit entsprungen? Wem drängten sich diese Fragen nicht auf, wenn er ohne parteiische Voreingenommenheit die oben angeführten Stilproben auf sich wirken läßt? Welche Leichtfertigkeit doch, auf Grund zufällig unwidersprochen gebliebner Zeitungsberichte — ohne vorherige Anfrage, ob sie auch zutreffend seien — solch furchtbare Anklagen in die Welt zu schleudern! Welch eine Unfähigkeit, die Absichten des Gegners zu würdigen und den besondern Verhältnissen, in denen er stand, Rechnung zu tragen! Welch eine Einseitigkeit, die, ohne die Frage nach mildernden Umständen auch nur ernstlich aufzuwerfen, so offenkundig bestrebt ist, alles zum Schlimmsten zu kehren! Wenn der Verfasser am Anfang erklärt, daß er mit blutendem, für seine Gegner betendem Herzen zur Sache gehe und bittet, sie möchten seiner Person nicht zürnen, wie auch er der ihrigen nicht zürne, da er ja wisse, daß sie nicht sowohl selbst Verwüster, als vielmehr nur Werkzeuge der Verwüstung seien, so bezweifeln wir gewiß nicht die Aufrichtigkeit dieser Versicherungen, müssen aber nichtsdestoweniger behaupten, daß die hier ausgesprochne Absicht, in christlicher Gesinnung den Kampf zu führen, angesichts der Art und Weise, wie hier über das Gewissen andrer gerichtet wird, nicht als durchgeführt erscheinen kann.

3

Die Glagesche Schrift fand in landeskirchlichen Kreisen allgemeine Verurteilung, während man in den Kapellengemeinden nicht ohne Bewundrung zu seinem mutigen Pastor aufblickte, der es gewagt hatte, das offen auszusprechen, was man sich im stillen schon immer gesagt hatte. Stimmen des Beifalls hielten nicht zurück. Ihnen öffnete das Hamburger Volksblatt, das Organ des Evangelischen Arbeitervereins, wohl kaum zum sonderlichen Vorteil der evangelisch-sozialen Sache, bereitwillig seine Spalten. Der eine der beiden Redakteure dieses Blattes, der Seemannspastor Jungclaussen, zeigte den „Notschrei" mit einem gewissen Enthusiasmus als eine sehr bemerkenswerte Broschüre an, in der heiliger Gewissensernst eine ergreifende Klage über den auf Hamburger Kanzeln vertretenen und sich gleichberechtigt fühlenden Unglauben erhebe; die Schrift mache den Eindruck einer aus der Tiefe eines vom Geiste Gottes ergriffnen und getriebnen Herzens hervorgebrachten That und sei eben darum auch geeignet, zu Thaten zu führen. Unmittelbar unter dieser warmen Empfehlung des Glageschen Schriftchens findet sich in demselben Blatte eine kurze Erklärung Pastor Rebattus, in der dieser, noch ohne von dem inzwischen erschienenen „Notschrei" Kunde zu verraten, zu einem Eingesandt in zwei frühern Nummern Stellung nimmt, die dort als von ihm gethan berichteten Aeußerungen richtig stellt und gegen eine Verdächtigung auf Grund von Zeitungsberichten Einspruch erhebt.

Ein namhafter Bundesgenosse erstand Glage in dem Landgerichtsdirektor Dr. Riecke, der in Nr. 50 des Hamburger Volksblattes einen Artikel über die Lehrverpflichtung der (Hamburger) Pastoren nach bestehendem Recht veröffentlichte. Als von einem bekannten Hamburger Juristen in hervorragender Stellung herrührend, darf dieser Artikel bei der großen Bedeutung, die die angeregte Frage gegenwärtig allerorten hat, auf ein allgemeines

Interesse rechnen. Auch von Dr. Riecke wird an dem Verfasser des Notschreis die „Herzensdemut und der Glaubensmut“ rühmend hervorgehoben und dessen Anklagen gegen die freisinnigen Pastoren in vollem Umfange, wenn auch in etwas vorsichtigerer Form aufrecht erhalten. Hierbei begegnet es nun dem eifrigen Verfechter der Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche, daß er unter diesen neben der Augsburgischen Konfession u. s. w. auch das „Konkordienbuch“ statt der Konkordienformel aufzählt und so den Namen für das Ganze mit der Bezeichnung eines Teiles verwechselt. Auch Riecke deutet die von jedem Kandidaten und Pastor beim Antritt seines ersten und jedes folgenden Amtes zu leistende Unterschrift unter die Bekenntnisschriften wie Glage in dem Sinne einer Verpflichtung, in Uebereinstimmung mit dem Inhalte dieser Bücher zu lehren. Er geht dann insbesondre näher ein auf die zweite Verpflichtung, die jeder Geistliche bei seiner Einführung übernimmt. In dem betreffenden Formular lauten die beiden hier besonders in Betracht kommenden Sätze:

> Ihre erste Pflicht ist, das in den Schriften der Propheten, Evangelisten und Apostel enthaltene Wort Gottes sowohl öffentlich zu predigen als auch bei allen besondern Veranlassungen in Ihrem Amte vorzutragen. [Und weiter hin:] Die Gemeinde erwartet mit Recht von Ihnen, daß Sie das Evangelium von Jesu Christo verkündigen nach den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche, wie solche in der Augsburgischen Konfession und sodann in den übrigen Bekenntnisschriften dieser Kirche grundlegend bezeugt sind.

Dieser letzte Satz wurde im Jahre 1871 an Stelle eines andern gesetzt, der folgendermaßen lautete:

> Die Gemeinde, zu der Sie berufen sind, erwartet mit Recht von Ihnen, daß Sie Ihren Unterricht nach der unveränderten Augsburgischen Konfession und den übrigen, öffentlichen Bekenntnisbüchern unsrer evangelischen Kirche und deren Stadt abfassen.

Es folgen dann noch Ermahnungen, alle Lehren des Evangeliums freimütig zu bekennen, in keinem Falle Irrtümer zu verbreiten oder auch nur zweifelhafte Meinungen statt erwiesener und in dem Worte Gottes gegründeter Wahrheiten vorzutragen, dem Unglauben und der Lasterhaftigkeit aus allen Kräften zu steuern u. s. w. Der in sein Amt einzuführende Pastor macht sich zur Erfüllung dieser Pflichten verbindlich durch ein vor versammelter Gemeinde gesprochnes „Ja, mit Gottes Hilfe.“

Was nun den wichtigsten jener Sätze, eben den im Jahre 1871 an Stelle eines andern neu eingefügten, betrifft, so beruft sich Dr. Riecke für seine Behauptung, daß er inhaltlich nichts andres besagen wolle als der frühere, auf einen Synodalbeschluß vom 19. Dezember 1878, in dem eine Petition um Wiederherstellung des alten Passus mit der Begründung abschlägig beschieden wird, daß mit dem neuen Wortlaut nur das bestehende Recht unmißverständlicher ausgesprochen, nicht ein neues begründet werden solle, eine schrankenlose Lehrfreiheit sei nicht beabsichtigt, sondern nur deutlicher gesagt, daß wie bisher, so auch in Zukunft nicht die buchstäbliche Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern gefordert werde. Dr. Riecke hat also mit jener Behauptung vollkommen Recht: ein neuer Rechtszustand ist im Jahre 1871 nicht eingetreten, nur der alte in Hamburg immer schon bestehende deutlicher ans Licht gestellt. Es kann hiernach keine Frage sein, daß nicht der jüngere Satz nach dem ältern, sondern vielmehr umgekehrt der ältere nach dem jüngern ausgelegt werden soll. Statt dessen zieht nun der Herr Landgerichtsdirektor aus dem oben beschriebnen Thatbestande den Schluß, daß der Pastor der Hamburgischen Kirche die „Schrift Alten und Neuen Testaments“ als das geoffenbarte Wort Gottes und als einzige Quelle seiner Lehren anzusehen hat (das aus der rationalistischen Zeit stammende Formular erklärt vielmehr die heilige Schrift nur „neben der Natur“ für die einzige Quelle der Gotteserkenntnis!), daß demnach alle Pastoren, die die Bibel als göttliche Offenbarung leugnen und, wie hinzugefügt wird, die göttlichen Heilsthaten, wie die Kirche sie im zweiten und dritten Artikel bekennt, in Abrede nehmen oder umdeuten, im Widerspruch mit ihrem Gelübde stehen und die Rechte der Gemeinde verletzen. In Wirklichkeit steht davon, daß die Schrift Alten und Neuen Testaments als solche für Gottes geoffenbartes Wort zu halten sei, nichts in dem sehr vorsichtig und weitherzig gefaßten Formular, es wird vielmehr nur im allgemeinen gesagt, daß Gottes Wort in den Schriften der Propheten, Evangelisten und Apostel „enthalten“ sei. Was übrigens im Sinne des Formulars unter dem Worte Gottes verstanden ist, wird deutlich genug erklärt, wenn es heißt:

> Die Gemeinde, zu der Sie berufen sind, erwartet mit Recht von Ihnen, daß Sie das Evangelium von Jesu Christo verkündigen [und ebenso heißt es an einer andern Stelle:] Alle Lehren des Evangeliums müssen auch von Ihnen freimütig bekannt werden.

Allerdings hat Dr. Riecke darin Recht, daß die lutherische Kirche den „Anspruch erhebt, aus der heiligen Schrift die Heilswahrheiten bereits erkannt und in ihren Symbolen“ niedergelegt zu haben; doch ist nach dem Synodalbeschluß von 1878 auch keineswegs der Gesamtinhalt der Bekenntnisschriften identisch mit dem „Evangelium von Christo,“ eine buchstäbliche Uebereinstimmung wird ebensowenig gefordert, wie eine schrankenlose Lehrfreiheit gutgeheißen.

4

Gegen die oben angeführten Folgerungen des Herrn Dr. Riecke hat in Nr. 52 des Hamburger Volksblattes der Pastor an der Christuskirche zu Eimsbüttel, Dr. Cropp, Einspruch erhoben unter Berufung auf die bekannte Stelle in der Einleitung der Konkordienformel, nach der die heilige Schrift der alleinige Richter in Fragen der Glaubenslehre ist, die Bekenntnisschriften dagegen nur Zeugnisse und Erklärungen des Glaubens sein wollen, wie jederzeit die heilige Schrift in streitigen Artikeln in den Kirchen Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt sind; ferner unter Bezugnahme auf ein Majoritätsgutachten des Hamburgischen Ministeriums von 1871 (nicht 1872, wie Cropp schreibt), in dem die Unterschrift unter die symbolischen Bücher dahin erklärt wird, daß der in sein Amt einzuführende Geistliche sich dadurch lediglich „als Mitglied unsrer evangelisch-lutherischen Kirche bekenne und es nach dieser korrektesten und freiesten Form der Verpflichtung dem Gewissen des Einzelnen überlassen bleibe, wie er sich im Vortrage seiner Lehre zu dem Inhalte dieser Bücher stellen will.“ In einer Entgegnung in Nr. 1 und 2 des Hamburger Volksblattes von 1895 will nun Dr. Riecke die betreffende Stelle in der Konkordienformel so verstehen, daß die lutherische Kirche bereit und verpflichtet ist, jede künftige Lehre, die, auf der heiligen Schrift gegründet, einer Lehre der Bekenntnisse widerspricht, anzuerkennen und dann die als falsch erkannte Bekenntnislehre zu beseitigen. So lange dies nicht geschehe, sei jeder Pastor an den vorliegenden Lehrtypus gebunden. In echt altorthodoxer Weise findet dann der Verfasser, daß nach Confessio Augustana Artikel 20 der gläubigen Zuversicht auf die Gnade Gottes in Christo der Historienglaube vorangehen müsse, und bestimmt als Inhalt dieses Christenglaubens das Wissen um die in der Bibel verkündigten und im Bekenntnisse bekannten Heilsthatsachen von „Advent bis Pfingsten jedes Kirchenjahres,“ indem er mit einem, der dies nicht einsehen will, jeden Einigungsversuch für ausgeschlossen erklärt. Demgegenüber beschränkt sich Pastor Cropp in der folgenden Nummer darauf, zu bemerken, daß er den Inhalt von Confessio Augustana Artikel 20 doch meine richtig verstanden zu haben, wenn er betont habe, daß es beim rechtfertigenden Glauben nicht mehr auf das ankomme, was „auch die Teufel und gottlosen Menschen haben können,“ sondern auf die durch Christus bewirkte rechte Herzensstellung zu Gott. Was das Formalprinzip betreffe, so vermöge er mit seinem nichtjuristischen Verstande nicht einzusehen, wie die Symbole, die selber nicht Richter sein wollten, dies nun doch wieder sein sollten, bis sie durch andre schriftgemäßere Feststellungen abgelöst werden. Endlich wird noch in würdiger Weise Protest erhoben gegen Dr. Rieckes Versuch, die Pastoren, deren Lehre ihm mißfällt, als Verächter der Kirche, deren Brot sie essen, öffentlich zu brandmarken.

Diese Zeitungspolemik zwischen Dr. Riecke und Pastor Cropp kann im engern Sinne als der eigentliche Hamburger Bekenntnisstreit bezeichnet werden. Soweit das geltende Recht in Frage kommt, erscheinen die gegnerischen Positionen hier klar und scharf abgegrenzt, wenngleich unsers Erachtens eine noch durchschlagendere Bekämpfung des Rieckeschen Standpunktes hätte erfolgen können, wenn auf die von uns oben angedeutete Art

die eigentliche Verpflichtungsformel selbst und der ihr zu Grunde liegende Begriff des Wortes Gottes einer nähern Beleuchtung unterzogen worden wäre. Es wäre dann an der Hand der Bekenntnisschriften, namentlich auch der Apologie, zu zeigen gewesen, was im Sinne dieser Schriften unter dem Evangelium von Jesu Christo und dem rechtfertigenden Glauben zu verstehen ist. Auf diesen Kernpunkt des ganzen Streites geht in Nr. 50 des Hamburger Volksblattes ein Eingesandt des Pastors emer. Hüpeden in trefflicher Weise ein. Er erhebt gerade im Interesse des evangelischen Glaubens ernste Bedenken gegen die von Glage ausgesprochnen Anschauungen, indem er geltend macht, es müsse auf eine Verfälschung des evangelischen Glaubensbegriffs hinauslaufen, wenn der Glaube, auf den es für den Christen ankommt, identifizirt werde mit einem Fürwahrhalten der biblischen Wundererzählungen und jeder einzelnen Lehrformel, die in den Bekenntnisschriften uns entgegentritt. Wir können uns nicht versagen, die Worte Hüpedens selbst hierherzusetzen. Er schreibt:

Der Christenglaube hängt an der Person unsers Herrn und Erlösers Jesu Christi und erkennt in dieser Person die vollkommne Offenbarung der heiligen Liebe Gottes. Es ist solchem Glauben unmöglich, irgend etwas in der Welt, was außerhalb der durch eigne religiöse Erfahrung von der Heilsbedeutung der Person Christi gewonnenen Glaubenserkenntnis liegt, als ein maßgebendes und konstitutives Element der christlichen Gläubigkeit zu betrachten. Darum ist der Glaube der Gläubigsten nach seiner innersten Natur auch immer vollkommen frei gewesen von allem ängstlichen Buchstabendienst und aller kleinlichen, dogmatischen Befangenheit.

Mit echt männlichem Freimut und unbestechlichem Wahrheitssinn werden den Parteien links und rechts ihre Sünden vorgehalten, indem es dann weiter heißt:

Es ist mir wohl bekannt, daß auf der sogenannten liberalen Seite recht viele Dinge vorgekommen sind und auch wohl immer wieder vorkommen, die Zeugnis geben von einem traurigen Mangel an Glaubenskraft und Glaubenswärme und ebenso von einem damit verbundnen Ueberfluß an Taktlosigkeit und Unverstand; aber wenn eine sogenannte Orthodoxie uns zumuten will, daß wir unsre Gläubigkeit davon abhängig machen sollen, ob wir auch unbedingt „Ja“ sagen können, wenn uns jemand fragt: „Glaubst du, daß Bileams Eselin mit menschlichen Worten geredet hat, oder glaubst du, daß ein Anselm mit seinen Theorien von dem Tode Christi als einem zur Stillung des göttlichen Zorns hingegebnen Sühnopfer die absolute Wahrheit ausgesprochen hat?“ so werden wir gerade vom Standpunkte des evangelischen Glaubens aus antworten müssen: Noli turbare circulos meos, d. h. verwirret die Gewissen nicht, indem ihr an die Stelle des wahren lebendigen Heilsglaubens kümmerliche Surrogate eines wertlosen Scheinglaubens setzt.

(Schluß folgt)

Verschiedenes

(Das Leben Jesu) Von D. James Stalker. Freiburg, Mohr. 135 S. 80 Pfge.

Trotz Strauß, Renan und Nieuwenhuis auf der einen, Weitbrecht und Asmis auf der andern Seite haben wir noch immer kein Leben Jesu für den einfachen Mann. Sehen wir zu, was uns das Vorliegende bietet. Stalker läßt sich am besten mit dem etwas dünnen Ausdruck als „mild positiv“ bezeichnen. Von diesem Standpunkte versucht er sein Thema schlicht und ohne jeden rhetorischen Prunk zu behandeln. Er erzählt das Leben Jesu von der Schätzung des Kaisers Augustus an bis zur Himmelfahrt. Der Stoff verteilt sich auf sieben Kapitel; davon fallen drei auf die Jahre des Wirkens Jesu, die er überschreibt: Das Jahr der Verborgenheit, Das Jahr der Volksgunst, Das Jahr des Widerspruchs. Solche Einteilungen haben natürlich etwas Gewaltsames an sich, doch scheinen sie mir dem Zweck des Buches, das vor allem deutlich und durchsichtig sein muß, vollständig angemessen zu sein. In den Kapiteln wird der Gedankenfortschritt durch Nummern angedeutet, ohne dabei allzu systematisch zu schachteln. Die einzelnen Ereignisse werden als feststehende Thatsachen vorgetragen; bei der Darstellung der Wunder berührt unangenehm, daß ihr Zweck und ihre innere Bedeutung erklärt wird. Von Polemik hält sich Stalker durchaus fern; nur an einem Punkte, bei dem wohl auch mancher unbefangner Denkende nervös werden kann, wird er ernstlich böse; nämlich bei der Bekämpfung der Ansicht, daß „die spezifisch Paulinischen Lehren keine gemeinen Bestandteile des Christentums seien“ (S. 64 f.). Besonders schön weiß der Verfasser aus wenigen Andeutungen des biblischen Textes über Charakter und Vorleben einer Person ein lebendiges und anschauliches Bild zu zeichnen, ohne dabei zu oft konstruirenden Hypothesen anheimzufallen; nur manchmal kann man sich wirklich der Frage nicht enthalten, ob die betreffende Person wirklich so gedacht hat, wie Stalker meint. Mehrere Unrichtigkeiten darf ich nicht unerwähnt lassen. „Je bedeutender und originaler ein Charakter ist, um so weniger ist er abhängig von der Eigenart seiner Umgebung“ (S. 15). Man wird Jesus als den originalsten und bedeutendsten Menschen bezeichnen müssen; war er deshalb unabhängig von seiner Umgebung? Man denke sich nur einmal seine Lehren ohne die beständige Beziehung auf das Gesetz, und man wird diesen Satz verneinen ebenso wie den andern: „Auch unter andern äußern Umständen hätte Jesus sich zweifellos in allen wichtigen Punkten zu derselben Persönlichkeit entwickelt“ (S. 16). Ferner war Jesu Lehre nicht „der vollkommenste Gegensatz zu allem, was die Schriftgelehrten aufstellten.“ Um Jesu Größe leuchten zu lassen, setzt Stalker den Wert der Menschheit zu stark herab: Wir „sind das Produkt der Verhältnisse und eine Kopie von tausend und ähnlichen Menschen . . . unsre Ueberzeugungen werden uns aufgedrängt durch äußere Autoritäten . . . unsre Anschauungen kommen stückweise von verschiednen Seiten her . . .“ (S. 72). Uebertreibungen wie die, daß Jesus „die Gewohnheit gehabt habe, am Sabbath zu heilen,“ sind auch überflüssig. Auffallend war mir, daß Stalker mit seinem unbegrenzten Vertrauen zu der unfehlbaren Sicherheit der biblischen Berichte gegen Ende des Buches skeptischer zu werden beginnt. Den Knecht Malchus erwähnt er nicht, für die Auferstehung ist ihm das „es steht geschrieben“ kein Beweis, er kann sich nur den Glauben und die Freudigkeit der Jünger nicht ohne sie erklären; ließen sich diese anders deuten, so müßte ihm auch die Auferstehung hinfällig werden. Ueber die Himmelfahrt wagt er nur den einen Satz: „Da wurde sein verklärter Leib aufgenommen in die Welt, der er in Wahrheit angehörte“ (S. 133). — Wird Stalkers Buch die Lücken ausfüllen? Ich glaube kaum. Was es leistet, das haben Weitbrecht und Asmis schon vor ihm geleistet; sie gaben dem einfältigen kirchlichen Christen ein Charakterbild Jesu. Wir brauchen aber ein Leben Jesu für den religiös interessirten, skeptischen und sozialdemokratisch beeinflußten Mann aus dem Volke. Dazu gehört vor allem — so paradox es klingen mag — ein den Lesern sichtbarer wissenschaftlicher Apparat. Niuwenhuis hat es gewagt, seinen Arbeitern alle Quellen des Lebens Jesu vorzuführen und sie zu prüfen; er spricht von den Sekten und Rabbinenschulen der Zeit Jesu, von dem Messiasgedanken Israels und seinen apokalyptischen Ideen. Er zitirt Strauß, Renan, Scherer, und seine Leser haben das Buch durchgearbeitet und verstanden. Der heutige Mann aus dem Volke will etwas von den Problemen wissen, die den Theologen umtreiben, von den Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, und er wird mißtrauisch, wenn man darüber schweigt. Bei Stalker merkt man gar nicht, daß Probleme vorhanden sind; er unterdrückt sie entweder ganz, oder geht mit einem „darüber läßt sich doch nichts Genaueres sagen“ weiter. — Das zweite Erfordernis eines populär geschriebnen Lebens Jesu ist eine *apologetische Tendenz*. Der Arbeiter hat so viel von den Entdeckungen der Wissenschaft und von dem Augurenlächeln der Gebildeten gehört, daß man ihm den guten Willen, auf seine Bedenken einzugehen, zeigen muß. Zu diesem Zwecke studiere man alles, was in den Schriften unsrer roten Brüder von Jesus gesagt ist, und widerlege ihre Einwände. Neulich erst hat Steude („Beweis des Glaubens,“ Oktober und November 1894) darauf hingewiesen, daß wir auch in dieser Beziehung von unsern Gegnern lernen können und müssen. — Und nun noch ein Appell an alle, die zu dieser Aufgabe berufen sind. Vor wenig Tagen las ich eine Skizze Gaston Frommels über den in Deutschland unverdient wenig bekannten Schweizer Philosophen Secrétan. Dort hieß es: „Aus einem theoretisirenden Moralisten wird er (Secrétan) ein Apostel, ein Führer der Geister. Er gehört zu denen, die nicht von dem Weltleben abstrahiren können und ein egoistisches Glück nie verstehen. Sie wollen verstehen lernen, aber um zu dienen. Ihrer eignen Existenz, ihrem Wissen, ihren Handlungskräften legen sie nur dann Wert bei, wenn sie damit ihrer Umgebung helfen können. Leben heißt für sie sich nützlich machen.“ Gewiß ist es ein schöner, wichtiger und oft schwerer Dienst, den unsre Gelehrten der Wissenschaft leisten. Aber ist es nicht näherliegend, daß der eine oder andre in den Dienst seines Volks tritt, seine Fragen beantwortet, seine Zweifel löst? Kann es etwas Schöneres geben, als wenn der Mann der Wissenschaft, seine höhern Sphären einmal verlassend, von seinem reichen Schatz denen mitteilt, die am meisten bedürftig sind? Gewiß ist die Aufgabe, ein solches Leben Jesu zu schreiben, undankbar, denn bei den Fachgenossen wird man keine ungeteilte Anerkennung zu gewärtigen haben. Aber das wäre auch nicht das Ziel des Buches. Wenn das Volk sieht, daß die „Gelehrten“ sich nicht für zu gut halten, mit ihm zu reden, daß die Wissenschaft ihnen nicht verschlossen bleibt, dann ist auch ein Stück sozialer Not gehoben. Wer tritt in den Riß? Pl

(Ueber Arbeitslosigkeit) hat George Drage ein Buch erscheinen lassen. (The Unemployed. London, Mac Millan, 1894.)

Herr Drage war zu einer Untersuchung dieser Frage besonders befähigt, da ihm in seiner Eigenschaft als Sekretär der jüngst geschlossenen englischen Untersuchungskommission für Arbeiterfrage ein riesenhaftes Material durch die Hand gegangen war. Herr Drage hat dieses Material, in dem zu ersticken die Gefahr groß genug war, in bewundernswürdiger Weise gemeistert. Nicht nur die Unparteilichkeit dieser Enquete ist lobend hervorzuheben (verbunden mit großer Billigkeit der Publikationen); ganz besonders unterscheidet sie sich von ihren Vorgängerinnen zu ihrem Vorteil durch die Uebersichtlichkeit, mit der ihre Ergebnisse zusammengestellt sind, und durch die Hilfsmittel, die es selbst dem Neuling ermöglichen, seinen Weg durch das riesenhafte Material zu finden. Wenn ich nicht irre, ist dies das persönliche Verdienst des Verfassers. Auf Grund des so gewonnenen Materials hat er sein Buch über Arbeitslosigkeit geschrieben.

Dem Problem der Arbeitslosigkeit gegenüber ist es das Wichtigste, davon auszugehen, daß es sich keineswegs um eine einfache, sondern vielmehr um eine äußerst zusammengesetzte Erscheinung handelt. Wie

e Ursachen, so sind auch die Mittel der Abhilfe, soweit von solchen e Rede sein kann, vielgestaltig. Die Untersuchung der Frage der rbeitslosigkeit ist um so interessanter, als sie zu den Grundfragen nsrer gegenwärtigen Gesellschaftsorganisation überhaupt führt.

Herr Drage unterscheidet in sachgemäßer Weise drei Arten der rbeitslosigkeit. Zunächst kommt die in Betracht, bei der Nachfrage ach Arbeit zwar existirt, aber von dem vorhandnen Angebot nicht aufgefunden werden kann. Die Arbeitslosigkeit beruht hier lediglich auf angelndem Arbeitsnachweis oder der Unfähigkeit der Arbeit, sich nach em Orte des Angebots zu begeben. Diesem Fall steht der gegenüber, aß einem Angebot an Arbeit thatsächlich keine Nachfrage entspricht. ber auch dieser Fall liegt sehr verschieden, je nachdem dieses Arbeitsangebot nur zeitweise oder dauernd eine entsprechende Nachfrage nach rbeit nicht finden kann. Herr Drage betrachtet mit Recht die vorübergehende Arbeitslosigkeit meist qualifizirter, jedenfalls leistungsfähiger rbeit und die dauernde Arbeitslosigkeit meist ungelernter, jedenfalls eniger brauchbarer Arbeit als durchaus verschiedne Erscheinungen.

Die Gründe, die den leistungsfähigen Arbeiter zu zeitweiser rbeitslosigkeit verurteilen, sind sehr verschiedenartige: Geschäftskrisen, Modewechsel, Erfindung arbeitsparender Maschinen, Witterungseinflüsse . s. w., aber auch Gründe, die dem Arbeitsverhältnis selbst entstammen, . B. Lehrlingszüchterei, Arbeitseinstellungen in andern Gewerben, die rdnung der Arbeitszeit u. s. w.

Ich stimme mit Herrn Drage darin überein, daß die Schwierigeiten dieser Art von Arbeitslosigkeit nicht unüberwindlich sind. Sie ind vielmehr allmählich zu beseitigen, aber nur unter der Voraussetzung iner Emporentwicklung der arbeitenden Klassen selbst. Das Problem st um so weniger hoffnungslos, je mehr gelernte Arbeit in Betracht ommt. Ganz besonders wichtig sind in dieser Hinsicht die auf die Arbeitszeit bezüglichen Bestrebungen der Gewerkschaften. Es ist klar, daß eine einfache Verkürzung der Arbeitszeit zwar zeitweise den Ueberschuß an Arbeitslosen aufnehmen, keineswegs aber dauernd auf die Lösung des Problems einen Einfluß haben würde. Vielmehr ist zweierlei zu verhindern: einmal, daß bei schlechter Geschäftslage und sinkender Lohntendenz der in Beschäftigung bleibende Arbeiter seine Arbeitszeit noch verlängert, um den gleichen Lohn wie bisher zu verdienen; damit etzt er nur um so mehr von seinen Genossen außer Brot und verstärkt den Druck auf die Löhne. Nicht minder wichtig ist es, in guten Zeiten zu verhindern, daß die Reservearmee unbehindert in das Gewerbe einströmt, die dann bei sinkender Geschäftslage nicht nur sofort arbeitslos wird, sondern auch die Organisation der Arbeiter durchbricht. Dem gegenüber ist zu erstreben: in schlechten Zeiten gleichmäßige Verkürzung der Arbeitszeit und Verteilung der Arbeit auf den gesamten vorhandnen Stamm von Arbeitern. In guten Zeiten ist Ueberzeit das Mittel, die Ueberschwemmung des Gewerbes von außenher fern zu halten, und um sie ohne Schädigung der Arbeiter möglich zu machen, ist aus diesem Grunde eine allgemeine Verkürzung der Durchschnittsarbeit auch in Rücksicht auf die Frage der Arbeitslosigkeit wünschenswert. Die Tendenz der modernen Arbeiterorganisationen, wo sie stark genug sind, geht ferner dahin, die Zahl der in einem Gewerbe thätigen Arbeiter nach dem Maße der wirklich erforderlichen Arbeit zu beschränken, womit für diese Arbeiter wenigstens eine regelmäßige Beschäftigung zu erreichen wäre. Ich erinnere an den Kampf gegen die Lehrlingszüchterei, den jede stärkere Arbeiterorganisation auf ihre Fahne schreibt. Ich erinnere aber auch — um die ungelernte Arbeit und die sogenannte jüngere englische Gewerkvereinsbewegung zu erwähnen — daran, daß die Londoner Dockarbeiter ihren Verein auf eine bestimmte Zahl festsetzten und ihre Mitglieder in bestimmter Reihenfolge zu der vorhandnen Arbeit berufen. Aus einem Proletariat, das früher in mörderischem Kampfe an den Thoren der Docks um Arbeit konkurrirte und bei jeder Geschäftsstockung der Wohlthätigkeit und Armenpflege anheimfiel, erhob sich so eine Schicht dauernd beschäftigter, organisirter Arbeit.

Aber auch andre Tendenzen, die mit dem Emporsteigen des Arbeiterstandes überhaupt in Verbindung stehen, wirken der zeitweisen Arbeitslosigkeit leistungsfähiger Arbeit entgegen. In erster Linie steht die wachsende Kaufkraft der Arbeiter. Je mehr die Industrie Artikel des heimischen Massenverbrauchs produzirt, um so weniger fallen die Schwankungen ferner Märkte in das Gewicht. Mit Verbreitung sozialer Gesinnung in den besitzenden Klassen dürfte übrigens die öffentliche Meinung auch jene jähen Schwankungen der Mode in den Luxusindustrien verdammen, die hunderte von Arbeitern alljährlich außer Brot setzen.

Handelskrisen zeigen gegenwärtig die Tendenz nach Verbreiterung über längere Zeiträume; mit Ausdehnung der einschlägigen Kenntnisse wird die Spekulation sicherer. Alles dies wirkt den jähen Schwankungen der Nachfrage nach Arbeit entgegen. Auch Staat und Gemeinden können viel zur Ausgleichung der Nachfrage nach Arbeit thun, indem sie aufschiebbare Arbeiten in Zeiten vornehmen lassen, in denen sonst geringe Nachfrage nach Arbeit vorliegt. Ja jeder Private sollte in dieser Richtung folgen und seine Nachfrage nach Arbeit möglichst von Zeiten fernhalten, in denen eine Hochflut von Arbeitsnachfrage vorliegt, die nur zu schnell einer Ebbe Platz macht — es ist dies eine in jedem Privathaushalt durchführbare Pflicht wahrhaft sozialer Gesinnung.

Entgegen den angeführten Tendenzen der Entwicklung, die das Gebiet der Arbeitslosigkeit einschränken, scheint die fortschreitende Einführung arbeitsparender Maschinen zu stehen. In der That werfen solche immer wieder große Massen von Arbeitern auf die Straße. Aber wie ich in meinem „Großbetrieb" ausführte, löst die Maschine den Arbeiter zugleich von der weitgehenden Arbeitsteilung und erleichtert ihm den Uebergang von einem Gewerbe zum andern.

Alle diese Erwägungen beschäftigen sich mit der Frage, wie die Gründe der Arbeitslosigkeit zu bekämpfen und damit diese selbst zu vermeiden ist. Eine weitere Frage ist die, die Wirkungen der vorhandnen Arbeitslosigkeit möglichst zu mildern. Das Beispiel mehrerer englischen Gewerkvereine und Friendly Societies beweist, daß der Versicherung gegen zeitweise Arbeitslosigkeit seitens leistungsfähiger Arbeit kein unüberwindliches Hindernis entgegensteht.

Ein ganz andres Problem ist dagegen das der dauernden Arbeitslosigkeit unfähiger Arbeit. Es ist ein entschiednes Verdienst des Herrn Drage, die Notwendigkeit eines „Residuums der Gesellschaft" betont zu haben. Keine humanitäre Theorie darf über die Thatsache hinwegtäuschen, daß die menschliche Gesellschaft eben auch vom Kampf um das Dasein beherrscht, entwickelt und gesund erhalten wird, daß eine Gesellschaft, die aufhört, der natürlichen Auslese zu unterstehen, degenerirt. Jedoch ist zuzugeben, daß heute dieser Bodensatz der Gesellschaft größer ist, als er für die Erfüllung seiner sozialen Funktion zu sein brauchte. In ihm befinden sich die Alten und Invaliden, die durch ihre Arbeit der Gesellschaft früher gedient haben und nunmehr ein Recht haben, von ihr erhalten zu werden (Alters- und Invalidenversicherung). In ähnlicher Lage sind die unversorgten Waisen, welche der Gesellschaft noch dienen sollen. In letzter Linie aber bleiben in dem Heer der Hoffnungslosen die zurück, welche wegen körperlicher, intellektueller, am häufigsten aber sittlicher Mängel keine Arbeit finden können oder auch finden wollen. Das hieraus entspringende Elend abzuschaffen, dafür giebt es kein menschliches Mittel, wie es auf Erden kein Ideal giebt. Arme werden wir stets unter uns haben, wenn auch der unablässige Kampf gegen die Armut die wichtigste irdische Pflicht des Christen ist. Es berührt wohlthuend an Herrn Drage, daß er für das Erziehungs- und Hilfswerk an diesen Elementen die Liebesthätigkeit der Kirche und ihrer Diener in erste Linie stellt.

Das Gesagte genügt, um die Bedeutung des Buches des Herrn Drage in das Licht zu setzen; es wird hoffentlich nicht wenige Leser in Deutschland finden. Sehr erfreulich an Herrn Drage ist auch die Kenntnis der festländischen Verhältnisse. v. Schulze-Gävernitz

(Das Vorsehungsvolle in Luthers Sendung) Vortrag, gehalten von Professor D. Beyschlag am Vorabend von Luthers Geburtstag, 9. November 1894, im Evangelischen Bunde zu Berlin. Flugschrift des Berliner Zweigvereins des Evangelischen Bundes. Verlag von F. Rühe, Berlin. 10 Pfge. 50 Stück und mehr je 9 Pfge., 100 Stück und mehr je 8 Pfge.

Schwermütig hebt der kleine Vortrag an mit einer Beleuchtung unsrer glaubenslosen und liebeleeren Zeit, stellt ihr dann die gleich düstere Zeit vor Luther gegenüber, preist die göttliche Vorsehung, die aus allem Wirrwarr und aller Zerfahrenheit durch gewaltige Schöpferthat einen Martin Luther erstehen ließ, und mündet zuletzt aus in der sieghaften Glaubenszuversicht, daß trotz aller Ungunst von heute dereinst wieder ein großer Tag Gottes anbricht, ob wir auch nicht wissen, in welcher Gestalt. Frisch, lebendig, herzbewegend, thatenweckend sind auch hier wieder die Worte des greisen Theologen. P. L.

(Beobachtungen über die moderne Predigt) Pastor Kohlrausch in Großmonra hat neuerdings in einem Vademecum homileticum (Leipzig, Deichert 1895) 2000 Predigtdispositionen aus der neuern Zeit zusammengestellt, die nach den Gesichtspunkten des Vorworts verwertet, gewiß sehr anregend wirken können. Der Sammlung selbst schickt er auf dreizehn Seiten kurze, sehr lesenswerte „Beobachtungen über die moderne Predigt" voraus, aus denen nur einige Bemerkungen hier wiedergegeben werden mögen. „Was die Gewohnheit betrifft, in der Einleitung an das Evangelium oder die Epistel des betreffenden Sonntags anzuknüpfen, so gewinnt man jedenfalls den Eindruck, daß dieses Geleise nachgerade ausgefahren genug ist, um seitens der Prediger mit gutem Gewissen verlassen werden zu können. Ferner kommt man zu der Gewißheit, daß unter dem dominirenden Einfluß der Perikopen die andern Texte des Neuen Testaments entschieden hintangesetzt worden sind in der Verwertung zu Predigten." . . . „Hier liegt unsers Erachtens eine ernstliche Gefahr vor für die moderne Predigt, daß sie nämlich zu sehr nach der Schablone gearbeitet wird auf Kosten des Textes, der dann zum Teil kaum berührt wird in einzelnen Partien, die sich in das Prokrustesbett dieser Form nicht einfügen wollen, geschweige, daß er erschöpft wird. Es ist wirklich nicht immer so, wie oft gesagt wird: »Der Reichtum der quellenden Gedanken und die Tiefe des göttlichen Wortes sowie die Kürze der Zeit erlaubte mir nicht, auch auf die andern Verse noch einzugehen,« — sondern euer Schema, eure Schablone hat euch daran gehindert." . . . „Wem Scriver zu abgenutzt erscheint, nun, der kauft sich die Bildersammlung, die allerneuestens aus Spurgeons Predigten herausdestillirt worden ist. Je mehr Bilder nun jemand geschickt einzuflechten versteht, — um so anschaulicher glaubt er zu predigen! Difficile est satiram non scribere."

„In der That, dies Haschen nach Floskeln ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Es zeugt von verdorbenem Magen — in der Predigt." . . . „Zu keiner Zeit vielleicht ist das Zeugnis von Jesu Christo unserm Herrn und Heiland so allseitig und so nachhaltig erschollen, als in der Gegenwart; . . . und was besonders erfreulich ist, wie auch sonst die kirchenpolitische oder theologische Stellung der Verfasser sei, sobald sie predigen, tritt dem Beobachter ein wunderbarer Consensus omnium praedicatorum entgegen." — Freilich: „ein Eingehen auf die Lage des armen Mannes, auf sein Recht oder Unrecht; ein Zeugnis an die Reichen betreffs ihrer Rechte und Pflichten; ein Sichhineinversetzen in die Denkungs- und Sinnesart der verschiednen Volksschichten; eine Wertung ihres Lebens und seiner Arbeit; eine Behandlung des wirtschaftlichen Lebens vom Standpunkte des Evangeliums aus, — das alles sucht man in der modernen Predigt vergebens. Wir sind Kinder unsrer Zeit,

und doch noch lange nicht Prediger unsrer Zeit." . . . „Und was am peinlichsten berührt, es herrscht vielfach — nicht überall — aber doch vielfach eine ängstliche Scheu, das Recht der Unterdrückten entschieden und rückhaltlos anzuerkennen." . . . „Wie Klostergedanken mutet uns einstweilen noch alles an, was von Welthändeln, will sagen sozialer Frage in der modernen Predigt sich findet." . . . „Luther stand mitten im Sozialismus seiner Zeit, und es gab damals keine moderne Frage, die er nicht in der Predigt oder sonstwie behandelt hätte." — Mag man dem Verfasser völlig zustimmen oder nicht, jedenfalls sind seine Beobachtungen und Urteile der ernstesten Ueberlegung wert.

W B

(Zur Umsturzvorlage) Die Gründe, die alle lebendig kirchlichen Kreise in weitem Maße gegen die Umsturzvorlage einnehmen, sind in Nr. 15 der Chronik übersichtlich zusammengestellt. Der Ausgang der Kommissionsverhandlungen zeigt deutlich, was man auch allerseits hätte vorher wissen können, daß wir das Gesetz, wenn wir es bekommen, aus der Hand des Zentrums bekommen werden. Was schon jetzt unter der Herrschaft des § 166 möglich ist, zeigt eine Anklage, die der Vorwärts ans Licht gezogen hat. Darnach hat jemand in einer Privatunterhaltung geäußert: „Maria sei nicht nur die Mutter Jesu gewesen, sondern sie habe außerdem noch mehrere Kinder geboren." In dieser Aeußerung sah die Staatsanwaltschaft ein Vergehen gegen den § 166, Beschimpfung einer kirchlichen Einrichtung, des katholischen Marienkultus, und erhob die Anklage, der seitens des Gerichtes auch Folge gegeben wurde. Was werden wir erst erleben, wenn der nach den Kommissionsbeschlüssen verbesserte § 166 zu Recht besteht! Zur Geschichte des Kanzelparagraphen bringt die Kirchliche Korrespondenz des Evangelischen Bundes sehr interessante Mitteilungen. Dennoch würden wir (ich rede hier im Plural der Bescheidenheit) ihm keine Thräne nachweinen. Wir glauben nicht, daß diese Bestimmung viel verhütet und genutzt hat. Und uns scheint, wir haben erst dann eine klare Stellung und Aufgabe gegenüber der römischen Kirche, wenn mit jedem Rest von Ausnahmegesetzgebung aufgeräumt ist. Aber das bleibt eine Frage der Taktik, oder der praktischen Politik, über die auch die Meinung von Freunden leicht auseinandergehn kann. Was uns an der Umsturzvorlage unerträglich ist, sind hauptsächlich die folgenden zwei Punkte. In dem Augenblick, wo die Entwicklung der Sozialdemokratie von einer revolutionären zu einer praktischen, wenn auch radikalen Arbeiterpartei sich vollziehen wollte — nach übereinstimmendem Urteil vieler ruhiger und sachkundiger Beobachter —, stört man sie unnötigerweise in solchem Prozeß und stärkt ihre wankende Einmütigkeit und sinkende Agitationskraft durch diese hochpolitische Aktion. Dabei verfährt man zweideutig, indem man einmal die Sozialdemokratie allein damit zu treffen beabsichtigt, das andre Mal allerhand andre mit Recht oder Unrecht anstößig erfundne Zeiterscheinungen mit aufs Korn nimmt. Man schafft damit der Sozialdemokratie unfreiwillige Bundesgenossen und unverdiente Triumphe. Endlich verzichtet man bei diesem Appell an Polizei und Gewalt auf die freilich langsamer, aber sicherer und segensreicher wirkende Fortführung sozialer Verbesserungen. Dies der eine, soziale Gesichtspunkt. Der andre uns besonders naheliegende ist religiösen Inhalts. Die Religion darf um ihrer innern Hoheit und Unverletzlichkeit willen nicht noch mehr unter den Schutz des Staates und der Gerichte. Der Herr Christus sagt seinen Jüngern voraus, daß man sie wird vor den Richter schleppen: heute wollen die Christen das mit den Atheisten thun. Es ist genug an dem Schutze, den wir haben. Das bißchen Spott und Verfolgung, das man um seines Glaubens willen heute erleidet, unserm Volke zu nehmen, ist keine Wohlthat. Schützt das Christentum so weiter oder umgebt es nur mit dem Schein größern Staatsschutzes, und die innere Abkehr von ihm wird in gebildeten und ungebildeten Schichten desto mehr um sich greifen. Dergleichen Gesetz kann nur wünschen, wer nicht mit lebendigem Eifer im Volke für die Religion arbeitet. Kommt das Gesetz zu stande, so kann man ehrenhalber keine öffentliche Diskussion über religiöse Fragen mit Sozialdemokraten halten oder gar herbeiführen; man setzt sich in die Gefahr, daß jede solche Verhandlung ihm eine Falle wird, man wird wohl oder übel zu einer Art agent provocateur. Es ist zu hoffen, daß alle kirchlichen Protestanten sich den Ernst der Lage endlich klar machen und den Mut finden, auch etwa ihren politischen Freunden in dieser Frage die Nachfolge zu versagen.

R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 16 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Neuer Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in LEIPZIG

Nicht „Rhythmisch." Antwort auf die hymnologische Streitschrift des Herrn Prof. Dr. Ph. Wolfrum in Heidelberg. Von **Carl Heinrich Cornill.** 75 Pfge.

Schluss-Erwiderung auf die nicht-rhythmischen Auslassungen des Herrn Prof. Dr. C. H. Cornill in Heidelberg von Dr. **Ph. Wolfrum.** 75 Pfge.

Die Geburt eines gesunden **Töchterchens** zeigen hocherfreut an
Göttingen, 15. April
Prof. Lic. **J. Weiß**
und **Frau**, geb. **Ritschl**

Cand. theol. sucht Stellung als **Hauslehrer.** Empf. von Herrn Prof. D. Baumgarten. Gef. Anerb. an die Exp. d. Bl.

Gesucht ein **Hauslehrer** für zwei Knaben von 12 und 10 Jahren (Untertertia und Quinta). Meldungen mit Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen, sowie möglichst mit Photographie erbeten.
Limmritz in der Neumark
Godbersen,
Königl. Forstmeister.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Emilie Marthe
Fritz Lutze, cand. theol.
Verlobte
Niemegk, Ostern 1895
(Bez. Potsdam)

Durch die Geburt eines kräftigen Jungen wurden hocherfreut
Pfarrer **Günther Wendt**
und **Frau Frida,** geb. **Hertel**
Plön, den 13. April 1895

Korbflaschen
zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** ꝛc. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

J. Ricker'sche Buchhandlung in Gießen

Soeben ist erschienen:

Das Mönchthum,
seine Ideale und seine Geschichte
von
D. Adolf Harnack
Professor der Kirchengeschichte in Berlin.
4. verbesserte Auflage. gr. 8⁰. 64 Seiten. Preis: 1 Mark 40 Pfg.

Von demselben Verfasser erschien vor kurzem:

Augustin's Confessionen.
Ein Vortrag.
2. Auflage. gr. 8⁰. 32 Seiten. Preis: 60 Pfg.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 14. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur neuen preußischen Agende; Zum Erlaß des preußischen Oberkirchenrats; Adresse an den Prälaten D. Doll; Die Bibelkritik im Basler Missionshaus; Statistisches aus dem Herzogtum Sachsen-Altenburg; Für die evangelischen Arbeitervereine — Verschiedenes: Die Propaganda-Kongregation in Rom; In Luzern; Hodegetischer Kursus in Herborn; Die Generalversammlung der „rheinisch-westfälischen Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses"; Die Freunde der Christlichen Welt in der Mark Brandenburg; Die Einladung zu der schon angekündigten landeskirchlichen Versammlung; Programm des 6. Evangelisch-sozialen Kongresses in Erfurt; Vermischte Mitteilungen — Verzeichnis der Vorlesungen an den evang.-theol. Fakultäten — Personalien

Nr. 15. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. Januar bis 31. März 1895 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Bonner Ferienkursus; Zum kirchlich-antitheologischen Bürgerkrieg; Zu den Verhandlungen der hessischen Landessynode; Zum Fall Finckh — Gmelin — Steudel — Verschiedenes: Die Umsturzvorlage; Vermischte Nachrichten — Verzeichnis der Vorlesungen an den evangelisch-theologischen Fakultäten — Personalien

Nr. 16. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zu der freien Fakultät; Zwei Anträge an die Gesamtsynode für die evangelischen Kirchengemeinden im Bezirk des Konsistoriums Kassel; Aus Schleswig-Holstein — Evangelische im Auslande: Der Kongreß der englischen Freikirchen — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten — Verzeichnis der Vorlesungen an den evangelisch-theologischen Fakultäten — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig